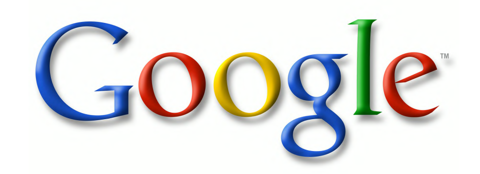
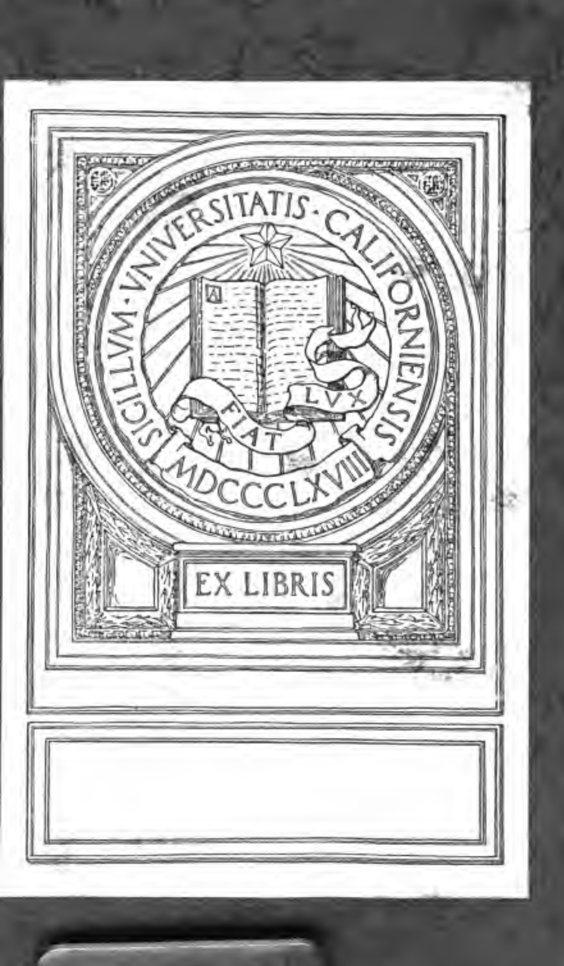



UC-NRLF
$B 289 488


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Rhönspiegel.

Drei Vorträge

über

Leben, Sitte und Sprache der Rhöner,

gehalten im Rhönklub Würzburg

von

Leopold Höhl,
Professor am Königlichen Gymnasium.

Der Reinertrag ist für den Kirchenbau im Rhöndorfe Seiferts bestimmt.



Würzburg 1881.
Im Verlag der Rhönklub-Section.

Druck der Thein'schen Druckerei (Stürtz).

Vorwort.

Nachstehende Vorträge wurden im vergangenen Winter in der neugegründeten Sektion Würzburg gehalten, zunächst um das Interesse für die vielverkannte Rhöngegend und deren Bewohner zu wecken und zu mehren. Zu diesem Zwecke habe ich von allem, was aus der bisherigen Rhönliteratur bekannt sein dürfte, von landschaftlichen, geographischen und historischen Schilderungen ganz abgesehen und habe nur jene Seite der Rhön zu beleuchten gesucht, welche am meisten unser Interesse erregen muß und doch am wenigsten bisher beachtet und studiert wurde, — das Volksleben. Altes und Neues, Prosa und Poesie, Bekanntes und noch Unbekanntes suchte ich zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, aus welchem uns wie aus einem getreuen Spiegel das Rhönervolk entgegentreten soll.

Im Verlaufe der Vorträge kam hiezu ein anderer mehr praktischer Zweck. Es sollte einem armen Rhöndorfe (Seiferts im Ulstergrunde) Beihilfe geleistet werden, um seinen Kirchenbau, der seit Jahren dringendes Bedürfnis geworden war und endlich, trotz nicht ausreichender Mittel begonnen wurde, vollenden zu helfen. Vielleicht

wird auch dieser Zweck manchen bestimmen, nach dem Rhön-spiegel zu greifen und so einen kleinen Baustein zu liefern zu dem guten Werke.

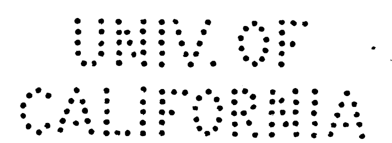
Als aber das Werkchen, zu welchem nach den schon gehaltenen Vorträgen noch manche Beiträge gesammelt wurden, beendigt war, da dachte ich, es zugleich auszusenden als einen Mahnboten an alle Freunde der Rhön, daß sie alle Spuren und Reliquien früherer Zeit, — seien es Sitten und Gebräuche, Sagen und geschichtliche Erinnerungen, Biographien und Denkwürdigkeiten, sammeln und aufbewahren möchten, damit aus diesem bescheidenen Anfange ein möglichst vollständiges und getreues kulturhistorisches Bild entstehen möge!

Drei Wünsche zu thun, war in der Regel den Helden alter Mährchen und Volkssagen gestattet. Ich habe gleichfalls drei Wünsche gethan; mögen sie in Erfüllung gehen, meiner lieben Rhön zu Nutz und Frommen!

Würzburg, 1. Juni 1881.

Der Verfasser.

Inhalt.



Erster Vortrag.

Beschäftigung und Lebensweise der Rhöner.

Gehalten am 12. Februar.

Der Künstler, der ein Bild malen will, greift in die vielgestaltige Natur oder in das vielbewegte Menschenleben und schöpft hieraus seinen Gegenstand; aus seinem eigenen Verstande oder Gemüte gibt er die Idee dazu, d. i. den anordnenden und vermittelnden Gedanken, die Hand aber, die kunstfertige, verteilt Licht und Schatten, verleiht dem Bilde den Reiz der äußeren Schönheit, — und wenn schließlich das Kunstwerk vor dem Beschauer steht, ebenso anziehend und anmutend, wie das Werk der Natur vor dem Künstler gestanden, dann hat dieser seinen Zweck erreicht.

In solcher Lage bin ich, wenn ich mit dem angekündigten Vortrage vor Sie trete. „Sitten und Gebräuche der Rhön", — was ist das anders, als ein Lebensbild, das ich vor Ihren Augen entwerfen soll? Ein Bild wird es sein, nicht großartig, blendend und bestechend, sondern einfach, schlicht und schmucklos, und dennoch anziehend und anheimelnd. Der Rahmen des Bildes ist klein: es sind die Berge oder vielmehr die Hügelketten, welche die Thäler der Saale und Sinn, der Brend und Streu, der Fulda, Ulster und Felda einschließen. Es ist

ein Ländchen mit mannigfachen Naturschönheiten, mit freundlichen Wiesthälern, bescheidenen Dörfern und zerstreuten Gehöften, mit waldgekrönten Kuppen, mit sanftgewölbten, rasigen Bergrücken, die alle überragt werden von einem weit ins Frankenland schauenden Kreuze. Und zwischen diesen Höhenzügen, in diesen Thälern, in diesen Hütten wohnt und lebt ein Völkchen, eigenartig in seiner Sprache, in seinen Sitten und Gebräuchen, vielfach verkannt und ungerecht beurteilt. Dies Völkchen möchte ich nun abkonterfeien.

Eigentlich müßte man, um das Bild kunstgerecht zu entwerfen, erst den Hintergrund malen, den landschaftlichen und geschichtlichen. Ersterer enthält ja die Voraussetzungen und Bedingungen, an welche die Existenz und Subsistenz der Bewohner geknüpft ist, und welche oft mit unerbittlicher Notwendigkeit einen großen Einfluß üben auf Lebensweise, Sitten und Gebräuche. Und auch letzterer, der geschichtliche Hintergrund, welcher uns das Land erst im rohen Zustand, dann in seinen verschiedenen Kulturperioden vorführt, seine Bekehrung zum Christentum, seine Eingliederung in staatliche Ordnung, seine Zerstücklung und Zerrissenheit unter Gaugrafen und adligen Geschlechtern, — all das muß uns gleichfalls interessieren, wenn es auch nicht zum Verständnis der heutigen Zeit notwendig ist. Dann erst, wenn der Hintergrund vollendet ist, kommt der Detailmaler, der den Vordergrund, Dörfer und Hütten und die darin handelnden und wandelnden Personen und die an ihnen haftenden Tugenden und Untugenden schildert.

Ob dieses Bild gefallen wird? — Wer nicht blos Salons-, Schlachten- und Stimmungsbilder, Mondscheinlandschaften und Rokokostücke liebt, sondern auch Genrebildchen, auf welchen die Leute barfuß gehen und leinene Kittel tragen, dem könnten die Rhönbilder wohl gefallen. Ebenso demjenigen, der nicht immer in die Ferne schweift und dort auf Gebirgsseen, Gletscher und Alphütten fahndet, sondern der auch seiner engern Heimat, sei sie noch so bescheiden, eine schöne Seite abzugewinnen versteht und ihre Naturschönheiten sammt Vordergrund etwas eingehender studiert. Sollte und könnte denn wirklich unsere Rhön nicht größere Beachtung verdienen, als sie bisher gefunden hat? Hunderte von Frankens Söhnen kennen die Alpen ganz

gründlich, aber die Rhön haben sie noch nicht gesehen. Wär's denn nicht vernünftiger, ehe man das große Buch der Gebirgsnatur studiert, erst in unsern heimatlichen Bergen das ABC der Bergkunde und Bergwanderung zu lernen? Und von den Tausenden, welche alljährlich die fränkischen Kurorte Kissingen, Brückenau, Bocklet und Neuhaus beleben und die Rhön streifen, wie viele besuchen denn dieselbe, um ein paar Brosamen von der üppigen Tafel des Badelebens den armen Rhönern zukommen zu lassen!

Sind wir nicht zudem in den letzten Jahren fast regelmäßig durch traurige Ereignisse an die Rhön gemahnt worden? Ich erinnere an die großen Brände in Brückenau (1876), in Ostheim (1877) und in Tann (1879), an den Hungertyphus in Birx-Frankenheim (1875/76) und an den im letzten Jahre in dem Gebiete von Brückenau ausgebrochenen Notstand. Und wir sollten uns nicht für die Rhön interessieren? Darum — schauen Sie sich diese Rhönbilder gründlich an!

Ob ich aber auch dazu befähigt bin, diese Bilder zu entwerfen?

Jedenfalls besser als einer (Hermann Semmig), der in der Zeitschrift „aus allen Weltteilen (Jahrg. 1875)“ ein Kultur- und Landschaftsbild über die Rhön veröffentlichte und darin außer den zahlreichen geschichtlichen und geographischen Notizen blutwenig über das Leben und Treiben der Rhöner zu bieten wußte. Alles darauf Bezügliche hat er der ältesten Rhönbeschreibung von Jäger entnommen und aus einigen Wirtshausgesprächen aufgeschnappt. Auch in der landschaftlichen Schilderung scheint er stark aufzutragen, indem er z. B. schreibt: „Lange Stunden kann man durch Wälder und über Berge schreiten, ohne einem Menschen zu begegnen und nur der Brandgeruch eines entfernten Meilers verkündet uns ein menschliches Dasein in der Wildnis.“ Das ist wenig geeignet, die Leute in die Rhön zu locken.

Um ein vollständiges Kulturbild der Rhön geben zu können, muß man dort gelebt haben und mit den Rhönern umgegangen sein. Ich hatte reichliche Gelegenheit dazu in den 2½ Jahren, welche ich in der Rhön — im Ulstergrunde —

verlebte, und zwar in einer Stellung, die mich mit dem Volke in den innigsten Verkehr brachte. Ich habe redlich Freud und Leid mit ihnen geteilt: ich habe die Klagen der Alten gehört über die Jugend, ich habe Briefe der auswärts weilenden Söhne und Töchter gelesen, die in der Kaserne zu Berlin oder in der Fabrik zu Offenbach waren. Ich bin mit dem halben Dorf auf die Bergkuppe gezogen, um Freudenfeuer anzuzünden; ich bin als Ehrengast mit zum Maibaum gezogen; ich habe Flachs und Wolle terminiert gleich einem Klosterbruder; ich habe Besuch gemacht in befugten und unbefugten Spinnstuben und letztere durch mein Erscheinen auseinander getrieben; ich habe Kindstaufschmaus, Hochzeit und Leichentrunk mitgemacht, habe ihre Wallfahrten auf den Kreuzberg gesehen; ich habe sogar Theater mit ihnen gespielt und hauptsächlich in ihrer Sprache mich geübt. Und diesen Verkehr habe ich später fortgesetzt, so daß ich nun seit 10 Jahren 23mal tage- und wochenlang dort verweilte.

So gab es auch keine Jahreszeit und keine Tagesstunde, in der ich nicht die Rhön durchstreift hätte: im ärgsten Schneesturm, der wie ein dichter Nebel uns einhüllt, im fußtiefen Schnee, in dem man bis zu den Hüften einsinkt, in lauen Sommernächten und im Frühjahr, wenn alle Wasser der Tiefen zu rieseln anfangen und die Bergpfade in sumpfige Streifen verwandeln.

Aus diesen Wanderungen in der Rhön, aus diesem Verkehr mit den Rhönern habe ich meine Rhönbilder geschöpft. Sie machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit, weil ich die nördliche Rhön nicht mit derselben Gründlichkeit studieren konnte, wie den südlichen Teil; sie enthalten vielleicht auch manche kleinliche und scheinbar überflüssige Einzelheiten, — es sind eben die feinen Schattenstriche, die man nicht einzeln zählen und anschauen darf, sondern im Zusammenhang mit dem ganzen Bilde beurteilen muß. Und nun zum Werke!

Beschäftigungen der Rhöner.

Als die erste Frage, welche bei einem Kultur-, Sitten- und Lebensbild zu beantworten ist, erachte ich jene nach der **Beschäftigung** der Leute. Bei den Einzelnen mag es richtig sein, daß der Mensch je nach seiner Anlage und seinem Temperamente seine Beschäftigung wählt, aber bei der Bevölkerung eines Landstriches ist es umgekehrt die Eigenart der Beschäftigung, welche auf die Anlagen und den Charakter der Generation einwirkt: Flach- und Gebirgsland, ackerbautreibende und industrielle Bevölkerung, welchen Unterschied macht das im geistigen und im Gemütsleben derselben!

Beginnen wir bei der ersten und natürlichsten Beschäftigung des Landvolkes, beim Ackerbau, und betrachten wir uns den

I. Rhönbauer.

Wir dürfen da nicht an den behäbigen Bauern unserer Frankengaue denken, der am Schrannentage zur Stadt fährt und mit gefüllter Geldkatze heimkehrt; nicht an den Bauern, der sich, die Hände in den Taschen, breit unter die Thüre des Hauses stellt, mit Wohlgefallen auf die 2 und 3 Scheunenthore und auf die langgedehnten Ställe schauend. Unser Rhönbauer ist ein ganz anderes Menschenkind. Beobachten wir ihn in seiner Thätigkeit!

Welch' stattliches Gespann — von ferne gesehen — klimmt dort den Berg hinan? Es scheint vier- oder gar fünfspännig zu sein. Kommt man näher, so ist es ein mit Dünger beladener Wagen, der von 4 oder 5 mageren Kühen und Oechslein den Berg hinaufgeschleppt wird, wenn nicht ein „Güllje“ (Gäulchen) den Kühen vor- oder gar mit ihnen zusammengespannt ist. Neben diesem Fuhrwerk schreitet das Bäuerlein, die Füße in Holzschuhen, die Glieder umschlottert von grobleinenen Hosen und Kittel; aber trotzdem dampft er sein Pfeiflein, knallt lustig mit der „Geischel“ (Peitsche) und pfeift eines der Liedlein, die er seinem Blutfinken daheim einstudiert.

Und doch gehört vielleicht nur die Hälfte seines Gespanns ihm selbst, d. h. es steht noch im Schuldbuch eines Viehhändlers, die andere Hälfte hat er vom Nachbar entliehen, dem er seinerzeit mit gleicher Gefälligkeit aushilft.

Die Haupthindernisse, mit denen der Rhönbauer zu kämpfen hat und welche sich einer ergiebigen Ackerwirtschaft entgegenstellen, ist die geringe Ausdehnung des bau- und ertragsfähigen Bodens und die Lage und Beschaffenheit desselben. Beim Durchwandern der Rhönthäler bemerkt man sofort, daß mehr als die Hälfte des angebauten Landes der Wiesenkultur dienen muß. Unten im Thale die Wiesen, auf der Höhe das oft magere Weideland (eine Ausnahme machen Dammersfeld, der kleine Auersberg und die schwarzen Berge), die „Huten“ und an den Hängen das Ackerland, vielfach steinig und kieshaltig. Daher auch die Schwierigkeit der Bebauung und die durchschnittlich mittlere, auf der hohen Rhön geringe Ertragsfähigkeit. Von einem Verkauf des Getreides ist bei wenigen die Rede. Die meisten sind zufrieden, wenn sie ihr Brod bauen für das laufende Jahr, während die geringen Leute, besonders die Geißbauern, das halbe oder ganze Jahr zum Bäcker laufen müssen. Nur die Gerste (Rhöngerste) ist ein guter Absatzartikel, da fast in jedem Dorfe der hinteren Rhön eine Brauerei besteht, ebenso ist der Rhönhaber berühmt wegen seiner Schwere und Güte (Brüchs, Ginolfs, Reußendorf). Das gilt natürlich nicht von den Thälern der Streu, der Brend und untern Elz, welche sich im Getreidebau den besten Frankengauen an die Seite stellen dürfen und die ein gut Teil auf die Schrannen zu Mellrichstadt und Neustadt liefern.

Einträglicher ist die Viehzucht, auf welche der Rhöner angewiesen ist durch die ausgedehnten Wies- und Hutflächen. Der Viehstand ist sehr bedeutend. 6—8 Stück Vieh im Stalle haben, ist noch kein besonderer Reichtum, während ein Viehstand von 12—20 Stück in den Rhönthälern nichts Seltenes ist. Wer sich mit 2—4 Stück begnügen muß, der zält nicht mehr zu den Bauern, sondern zu den Hüttnern; die allerärmsten sind glücklich, wenn ihre Geiß gut fortschlägt und ihnen alle Jahre ein paar saftige Braten und ein paar Häutchen zum Verkauf (à 1½ M.) liefert. Daß diese ebenso stolz sind

auf ihren Viehstand, beweist das launige Wort eines Geißhirten, der seiner Schwester zurief: „Margret, mach' 'n Staal uf, 's Veih kohmt; hepp, hepp, hepp!“

Als Beleg dafür, in welcher Ausdehnung früher die Viehzucht betrieben und ausgenützt wurde, mag die ehemals auf dem Dammersfelde betriebene Schweizerei gelten, welche dem fürstlich-fuldischen Hofe gehörte.

Auf Veredlung der Rindviehrace, welche früher im allgemeinen klein und schmächtig war, nimmt man immer mehr bedacht, so daß in manchen Orten des Streu-, Ulster- und Fuldagrundes eine wahre Auslese von schönem Vieh zu finden ist. Sogar echte Schweizerracen sind durch größere Landwirte eingeführt worden.

Mit der Viehzucht steht in Verbindung das Institut der Hütjungen (Waidhirten), welche das Kreuz für den Lehrer und Schulinspektor sind. Der Bauer nimmt sich einen armen Jungen ins Haus, der Tag für Tag die kleine Heerde hinaustreiben muß und dann das freieste, ungebundenste Leben führt, manchmal auch ein recht trostloses, wenn er in seiner aus einem Sacke konstruierten Kapuze unter einer breitästigen Rhönbuche Schutz suchen muß vor den rauhen Herbststürmen.

In einem Rhöndorfe (Dietges) bestand in bayrischen Zeiten die Einrichtung, daß im Sommer die Schule von 11—2 Uhr gehalten wurde, damit die Hütkinder morgens und nachmittags ihres Amtes walten konnten. Da gab's böse Gesichter, als die preußische Einrichtung des achten Schuljahres und des fünfstündigen Unterrichtes auch im Sommer eingeführt wurde, — eine Einrichtung, die in sanitärer und sittlicher Beziehung manche Schäden mit sich bringt, wenn nämlich die 14 jährigen Bursche mit ihren ungeschlachten Knochen und die bald heiratsfähigen Mädchen noch in den Schulbänken herumrutschen müssen. Beim Viehhüten hat sich übrigens schon mancher anstellige Junge zum Holzschnitzer ausgebildet, d. h. die rohen Anfänge der Kunst geübt, die er später berufsmäßig erlernte.

Die Schafzucht ist gleichfalls nicht unbedeutend; tausende von Schafen gehen jährlich aus der Hinter- und weimarischen Rhön direkt nach Paris. Die sogen. „Rhönhämmel“ sind wegen ihrer Größe, Schönheit und Fettigkeit, besonders aber wegen ihres vorzüglich schmeckenden Fleisches

geradezu berühmt und werden deßhalb von manchen Bauern förmlich gemästet. Es erklärt sich aus der Beschaffenheit des Futters, das eine Unmenge von kräftigen Gebirgskräutern und Pflanzen enthält. Aus demselben Grunde wird auch das hier gemästete Rindfleisch für schmackhafter befunden und erfreut sich die Rhönbutter eines besonderen Lobes.

Auch die Schweinezucht wird in manchen Orten der Rhön (Streu- und Ulstergrund) schwunghaft betrieben und wirft bedeutende Summen ab; Nordheim soll sich besonders auszeichnen, da ein einziger Händler im Laufe von 50 Jahren hunderttausende von Gulden dahin gebracht hat.

Bienenzucht ist über die ganze Rhön verbreitet, besonders gegen Mellrichstadt zu.

Obstzucht — sehr stark im Streugrund (Nordheim, Stockheim und Hausen); Ausfuhr von 100 000 Centnern in manchem Jahr. Ebenso im Geiseramt, in welchem sich förmliche Obstwaldungen finden. Hunderte von Aepfelsorten aus der Rhön haben Anerkennung gefunden auf landwirtschaftlichen Ausstellungen, während die Ostheimer Kirsche als Spezialität gilt. Der Elzgrund ist als das „Nüßland“ bekannt.

Eine Hauptursache des Rückganges der Landwirtschaft, dieses Nähr- und Erwerbszweiges, das Kredit-, Hypotheken- und Wucherwesen, könnte hier auch erwähnt werden.

So erzählte mir ein altes Bäuerlein von 60 Jahren, indem es trübselig neben mir herschlotterte, daß es auf dem Hofe, der einst seinem Vater gehörte, nunmehr als armseliges Knechtlein sich plagen müsse. Und wie kam das? Die eine Schwester, die bereits 200 fl. baar als Aussteuer mit bekommen hatte, verhandelte ihr übriges Erbteil um 800 fl. an einen Juden, und das wurde der Anfang vom Ende; in wenigen Jahren war der Bauernhof in den Händen des unerbittlichen Gläubigers.

Das Unikum, das vor etwa 20 Jahren in der Rhön vorkam und schon damals eine Seltenheit war, daß nämlich eine Gemeinde, das obenerwähnte Dietges, kein Hypothekenbuch besaß, wird wohl jetzt gar nicht mehr vorkommen.

Auch der Fischzucht muß hier gedacht werden, wenn sie auch nicht so rationell, als es möglich wäre, betrieben wird und nur wenigen Familien einen Erwerbszweig bietet. Fast sämmtliche Flüßchen und Bäche der Rhön sind reich an Fischen, besonders an den beliebten Forellen. Ulster und Elz, Sinn und Fulda sind die Hauptquellen hiefür, sofern nicht die Fischotter, die sehr häufig vorkommt, einen Eintrag thut. Beispielsweise wurden innerhalb 10 Jahren in der oberen und in der schönen Fulda 150 Fischottern erlegt, was den glücklichen Jägern eine Prämie von je 9 M. und aus dem Pelze einen Erlös von 15 M. einbrachte. Kissingen bezieht seinen Bedarf an Forellen ganz aus der Rhön. So liefert seit 40 Jahren ein Händler von Schmalnau allwöchentlich 50—60 Pfund dorthin, das Pfund zu 3 Mark. Ein anderer Händler in Döllbach, der besonders die schöne Fulda ausbeutet und sogar eine künstliche Fischzucht eingerichtet (mit etwa 60 000 Forellen), auch die große Fischereiausstellung in Berlin besucht hat und von der Regierung unterstützt wird, liefert wöchentlich 50—60 Pfund nach Frankfurt und Hanau.

In neuester Zeit wird die Fischzucht sehr gehoben preußischerseits durch die Fischzucht-Anstalt in der Halingsmühle bei Niederbieber und bayrischerseits durch den unterfränkischen Fischzuchtverein, welcher auf dem Kreuzberg und im Sinngrunde mehrere Stationen errichtet hat.

Wir gehen nun über zu einer Beschäftigung, welche der Rhön als solcher eigentümlich ist, die sich zu einem ganz bedeutenden Industriezweig ausgebildet und der Rhön auch in weiteren Kreisen einen Namen verschafft hat; es ist

II. Der Flachsbau und die Leinenindustrie.

Das Produkt derselben glänzt Ihnen auf unseren Messen in den mächtigen weißen und grauen Leinwandballen entgegen. Achtlos geht man an den Firmen vorüber, deren Inhaber nicht versäumen, ihrem Heimatsorte Poppenhausen, Thalau u. s. w. beizufügen „in der Rhön“, um den Hausfrauen anzudeuten, daß sie hier hausgemachte Waare, Rhönleinen bekommen, das

etwas unscheinlicher und teuerer, aber desto solider und dauerhafter ist.

Wenn sie erst wüßten, wie viel Schweiß an jener Waare hängt, wie viel Hände sich abmühen mußten, bis aus dem schlanken harten Stengel der Flachspflanze der zarte Bast und aus diesem das Gespinst und aus diesem das Leinen herausgearbeitet wird, sie würden das Produkt mehr zu würdigen wissen. Ich will nun, wie man uns durch die einzelnen Räume einer Fabrik führt und das Handelsprodukt allmählich aus dem Rohprodukt vor unseren Augen erstehen läßt, auch Ihnen die einzelnen Prozeduren beschreiben, welche der Flachs zu bestehen hat, bis er als glänzendes Linnen vor uns liegt, und zwar deshalb, um Sie mit den damit verbundenen Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen.

Der alte Jäger schreibt 1803 in seinen Rhönbriefen[1]) also: „Der Flachs ist das einträglichste Produkt dieser Gegend, und durch seine Bearbeitung verdient der Rhöner so viel, daß er beinahe alle übrigen Bedürfnisse damit bestreitet. Groß und Klein erwirbt sich zur Not sein Brod durch Spinnen des Garnes, das alsdann von andern zu Tuch, Zwillich und Barchent verarbeitet wird, so daß von dem Gedeihen des Flachses wirklich das Wohl der Rhönbewohner großenteils abhängt."

Haben sich auch diese Verhältnisse durch die Ungunst der Zeiten vielfach geändert, immerhin ist jetzt noch der Flachsbau über die ganze Rhön verbreitet. Vom äußersten Nordende, von Vacha bis herab ins Saalthal, von Mellrichstadt bis hinüber nach Fulda treffen wir im Sommer die weithin leuchtenden, blauen Flachsfelder, und wer im Winter die Rhön durchwandert, der wird aus Scheunen und Schuppen das taktmäßige Klappern der Brech- und Schwinginstrumente schallen hören. Jetzt noch baut jede Familie, auch die ärmste, so viel Flachs, daß damit die Bedürfnisse des Hauses für sämmtliche Wäsche und für die meisten Kleidungsstücke gedeckt

[1]) Briefe über die hohe Rhön Frankens in geographischer, topographischer, physischer und historischer Hinsicht, von Franz Anton Jäger, Weltpriester in Franken. (Er war Pfarrer in Simmershausen.)

werden; hunderte von Familien aber werden beschäftigt durch die zahlreichen Leinwaarenhändler, über deren Geschäftsbetrieb später einige statistische Notizen folgen werden.

Nun aber zur Frage: „Wie wird der Flachs zum Leinen?

Das Erste ist die

Aussaat,

und schon diese erfordert günstige Verhältnisse. Sie muß geschehen Anfang Juni bei mildfeuchter Witterung, bei windstillem Wetter in einem durch Pflug und Egge wohlbereiteten Boden. Der Rhöner, dem am Gelingen der Saat viel gelegen, sucht schon lange zuvor das Schicksal der Flachssaat zu erforschen, — er stellt ihr gewissermaßen das Horoskop. An den drei Fastnachtstagen nämlich wird je in einem andern Topfe Flachs gesät, der in acht Tagen aufgeht. Welche von den drei Saaten am schönsten aufgeht und am längsten emporschießt, die wird geraten, „die is' Härr".

Die eigentliche Aussaat geschieht nämlich auch zu dreien Malen, so daß von acht zu acht Tagen je ein Stück angesät wird, bei wohlhabenden Bauern je ein Morgen.

Der Flachs schießt schnell empor und im Juli schon steht er in üppiger Blüte und gewährt mit den Tausenden von himmelblauen Blütchen einen lieblichen Anblick, besonders wenn die schlanken Stengel wellenförmig vom Winde bewegt werden.

Mit größtem Interesse verfolgt der Rhöner das Gedeihen des Flachses, wozu öfterer warmer Regen nötig ist, und wenn sich das Gespräch um die Landwirtschaft dreht, kommt am häufigsten die Frage, „bann nor der Flahs gerät", oder die Besorgnis, „ha wörd ze korz". Und am Sonntag Nachmittag besuchen die Frauen ihr Flachsfeld und tauschen ihre Besorgnisse aus: „no, bie steht dann di'n Flahs?" Selbst der Rhönkaplan hört mit Interesse zu, wenn diese Frage behandelt wird, denn auch er bezieht aus dem Flachs einen Teil seines Einkommens.

Bis zur Ernte ist weiter keine Arbeit nötig, als daß, wenn der Flachs halbgewachsen ist, gejätet d. h. das massenhafte Unkraut mühsam ausgerupft wird.

Die Ernte

wird gehalten Ende August oder Anfang September. Das Zeichen der Reife ist die braune Färbung der Leinbollen, d. i. jener erbsengroßen Fruchtkapseln, welche am Ende des langen, dünnen Stengels sich bilden. Von der Kleng-Leinsorte muß ja der Flachs rechtzeitig gerupft werden, damit nicht bei heißem Sonnenschein der Flachs stehend kaine (= keime), d. h. damit nicht schon auf dem Acker der Same (10 Körnchen) aus den weitaufgesperrten Leinbollen (Knotten) ausfalle. Doch auch die andere Sorte, wilder oder Rigaer Flachs, darf die Reife nicht lange überdauern, widrigenfalls er „riest“, d. h. die Körnchen aus dem untern Ende der Knotten ausfallen. Das Einernten ist bekannt unter dem Namen „Flachsrupfen“. Zu dieser Arbeit werden außer den Hausgenossen nur Freunde und Bekannte beigezogen. In fröhlichem Geplauder und Zuruf sucht jeder dem andern vorzukommen an dem ihm zugewiesenen schmalen Beete. Reichen die Bekannten nicht aus, dann müssen einige alte Weiber helfen, die für ihre Arbeit „a Köpfche Ärbes“ erhalten. Beim Flachsropfen „gehts hoch här“, d. h. Schnaps und Wurst, Kuchen und Kräppel werden nicht gespart, und Juchhe wird geschrieen wie bei der Kirmes. Der ausgerupfte Flachs wird in große Büschel („Bossen“) gebunden und wird heimgeführt zur weiteren Prozedur, welche, um das Feuchtwerden zu verhüten, noch am selben Abend stattfindet.

Das Raffen

geschieht in der Scheune; ein Licht oder Lämpchen in der Laterne verbreitet einen schwachen Schimmer über die belebte Scheunentenne. In der Mitte derselben ist ein starker viereckiger Balken befestigt, auf demselben die eisernen Raffkämme mit schuhlangen Zinken, zwischen denen die mit beiden Händen gefaßten Büschel hineingeschlagen werden, so daß beim Herausziehen die Knotten abgestreift werden und hinunterfallen. Hinter den Raffenden stehen einige, welche sogleich die abgegebenen „Hampfel“ (Handvoll) in kleinere Büscheln binden und auf den bereitstehenden Wagen legen. Bei der Arbeit, die nicht unterbrochen werden darf und oft bis Mitternacht dauert, gehts

nicht stille zu. Es wird „geschwatzt", gesungen, „geschabernäckt", besonders von denen, welche nicht eingeladen sind und um die Scheune herumschleichen. Wie oft haben mich die weithinschallenden Lieder in den Schlaf gesungen! Nach der Arbeit oder schon während derselben werden die „Hilfer" von der Hausfrau mit Schnaps, Käsebrod und Obst traktiert.

Die Röste.

Andern Tags muß der Flachs wieder hinaus zur Röste (Rösse). Es werden Rasenstücke ausgestochen und sogen. Flachslöcher hergestellt, wo nicht solche schon (mitunter von langen Zeiten her) existieren, mehrere neben oder vielmehr unter einander, so daß das Wasser in leichtem Fall von einer Grube zur andern fließt. Die Flachsbüschel, die Wurzeln nach außen, werden eingelegt, mit Steinen beschwert und bleiben 14 Tage im Wasser, bis die Hülsen (Agen) weich geworden sind. Schon von weitem kündigen sich diese Flachslöcher an durch einen durchdringenden scharfen Geruch. Es folgt dann, „dann he genung gerosst eß",

die Bleiche.

Der Flachs wird in reinem Wasser ausgewaschen, auf dem Rasen dünn ausgebreitet und bleibt etwa 14 Tage liegen, bis die Sonne ihn schneeweiß gebleicht hat, so daß sich beim Zerreiben der Hülsen der Bast bloslegen läßt. Bei feuchtem Wetter muß er nochmal in Häufchen aufgestellt (ufgestucht) werden, um völlig zu trocknen, und dann wird er zu Hause ins Trockene gesetzt. Er hat nun Ruhe, bis die Feldarbeiten gethan sind, und erst in den Wintermonaten, gegen Weihnacht hin, muß er sich neuen Prozeduren unterwerfen. Er kommt dann zur

Dörre.

was an der heißen Sonne oder im Ofen geschieht. Wenn das Brod aus dem Backofen ausgeschossen ist, kommt der Flachs an dessen Stelle, — eine mühsame Arbeit für den, der vollständig in den Ofen hineinkriechen muß, um ihn sorgfältig auszubreiten. Ueber Nacht ist dieser Prozeß beendigt. Andern Tags kommt der Flachs zum

Bläuen.

Die Stengel, besonders aber die Wurzeln werden mit einem hölzernen Instrument, dem Flachsbläuel, bearbeitet; es ist dies ein schmales, dickes, unten geripptes Brett an einem langen schiefstehenden Stil, dessen Handhabung großes Geschick erfordert. Dadurch wird der Flachs präpariert zur folgenden Prozedur, zum

Brechen.

Diese mühsame Arbeit wird in Scheunen oder Schuppen vorgenommen und ist ausschließlich Sache der Mädchen. Jede sitzt an ihrer hölzernen Breche, die einer kleinen Schnitzbank ähnlich ist. Mit der rechten Hand wird der Schlagdeckel aufgehoben, mit der linken der Flachs darunter gelegt und nun wird im Takte niedergeschlagen. So eintönig auch die Melodie ist, welche hiedurch hervorgebracht wird, die Rhönerinnen haben doch einen Text hiezu erfunden, gerade wie die Soldaten einen Text für ihre Horn- und Trommelsignale haben. So rufen die gewandteren Mädchen den Anfängerinnen zu: „das eß nüscht; das muß geh': Soppe, Klöß[1]) un Kräppel hengenach!" — Sie wissen auch ein Geschichtlein zu erzählen, wie dieser Text entstanden sei. Es war einmal eine geizige Frau, die gab ihrer Magd während der bösen Brecharbeit alle Tag Erdäppelsuppe. Die Magd war sehr lässig und „fuil" (faul) und ließ die Sache langsam gehen. Zur Rede gestellt, gab sie zur Antwort: „Das eß kei Wonner, bann mer alle Töä' Erdäppelsopp kreigt."[2]) Warte, ich will dich füttern, dachte die Frau und brachte ihr zur Suppe noch Klöse und zur Zuspeis gebackene Krapfen. „Warum gehts denn jetzt?" fragte die Frau, als die Arbeit nun flott voranging. „Ja", sagte die Magd, „jetzt gehts freilich bässer, jetzt haißts: Soppe, Klöß und Kräppel hengenach." Und so blieb das Sprüchwort. In einem andern Dorfe haben sie einen andern Text erfunden, der mehr persönlicher Natur und auf eine böse Frau gemünzt war (auf die schwarz, schwarz Waltere).

---

[1]) Das ö ist ein zwischen ö und ä liegender Laut (Klööäß), den man dem Sprachunkundigen dadurch am besten demonstrirt, daß man ihm sagt, er solle genau das „Mäh" eines Schafes nachmachen.

[2]) ei ist im Dialekt immer wie e—i auszusprechen.

Das Brechen wird in neuester Zeit vielfach ersetzt durch Drehmaschinen.

Nach dem Brechen wird der Flachs wieder gebunden, und bleibt sitzen, bis man ihn zum Gespinst benützen will, so daß manche Leute fünf- und sechsjährigen Flachs sitzen haben.

Hier tritt nun der Rhönkaplan als Mitbeteiligter ein, indem er gewissermaßen den Flachszehnt einnimmt, das ist nämlich

der Flachstermin,

der seit urdenklicher Zeit in der ganzen Rhön bis herab in die Münnerstadter Gegend üblich ist und einen willkommenen Beitrag zu seinem sonst spärlichen Einkommen bildet. Wenn das junge Herrlein als Rhönkaplan hinauskommt, und man sagt ihm, daß er den Flachs- und Wollentermin und zwar in eigener Person vornehmen müsse, da rümpft er die Nase und nimmt sich vor, seiner Würde nichts zu vergeben und sich nicht so weit zu erniedrigen. Sie könnens ja in die Kaplanei bringen, meint er; aber „bann ha net sälber kohmt, dann kreigt ha net die Hälft'“, heißt es von Seite der Spenderinnen. Und er besinnt sich eines besseren, überwindet seine anfängliche Scheu, kündigt am Dreikönigstag den Flachstermin an, versieht sich mit Rosenkränzen für die Mütterchen, mit Bildern für das junge Volk und mit Fingerringlein für die Kleinsten, und beginnt dann an einem schönen Wintertag die Wanderung von Haus zu Haus, von Hof zu Hof in der ganzen Pfarrei. Ihm zur Seite schreitet der Polizeidiener oder sonst ein alt Männlein mit dem Sack auf der Schulter, der dies Amt oft 20 Jahre lang bekleidet. Der kennt natürlich all die Häuser „ömmig und uisbig“ d. i. inwendig und auswendig, er kennt den Lebenslauf der Alten und die Streiche der lieben Jugend, er gibt die Ratschläge, wie man sich anstellen müsse und macht einen bekannt mit der Chronik und den Geheimnissen des Hauses, das an die Reihe kommt. Im Hause selbst, das an diesem Tage mit besonderer Sorgfalt aufgeräumt und „rallich“ (reinlich) ist, wird groß und klein nach Namen und Stand vorgestellt; man plaudert mit den Eltern, scherzt mit den Kleinen, der Begleiter hat unterdessen den Zehnt, der je nach dem Stand des Flachsbaues ausfällt, eingeheimst (wenn er sehr reichlich ist, tragen ihn die Leute

selbst in die Kaplanei), dabei sucht er oft die Weiber beim Ehrenzipfel zu fassen: „wöllt mich schäm', bann mer so'n riche Frah (Frou) eß und gibt 'm nöüe Kaplo nor 'n halbe Böschl; das nahm ich net.“ Oder er bringt das Maje (Mädchen) in Verlegenheit, das hinter dem Webstuhl sitzt, indem er mit verschmitztem Lächeln auf sie hinweist: „Die mösse Se mal härnähm', das eß a lose, die. eß net kiefig“, worauf diese errötend entgegnet: „schwieg stell!“ „No“, begütigt er, „ich sönn (sag) ja nischt; ja, ja, Härr Kaplo, das eß a brav Maje, se bätt' alle Dak 'n Rosekrahnz, aber se moß 'n Hilfer ha'“, worauf es ganz entrüstet heißt: „schwatzt net so schläht, schämt euch, daß ihr ein' so härstallt.“ — In besseren Häusern muß man beim „Kännje“ bescheid thun oder gar einen Kaffee trinken, und so geht es, zwischen ernsten und heiteren Worten abwechselnd, in jedem Haus. Läßt man sich verleiten, ein Haus zu überspringen, weils „gerenge Lüt“ sind, sofort geht das Fenster auf und eine Stimme läßt sich hören: „No, Härr Kaplo! gäl', mei senn ze gereng, ze ons monn (wollen) Se net?“ Es wäre eine Beleidigung, wollte man das Scherflein der Armen verschmähen und abweisen. Wahrlich, ein solcher Rundgang in den Häusern und Hütten jeglichen Kalibers ist belehrender als wochenlanges Studieren, und in wenigen Stunden hat man gelernt, wie man am besten die Herzen der Rhöner gewinnen kann, durch einen persönlichen Verkehr nämlich, der gleichweit entfernt sein muß von unnahbarer Würde, wie von entwürdigender Vertrautheit.

Auf das Brechen des Flachses folgt

das Schwingen,

gleichfalls von den Mädchen vorgenommen. Dazu gehört wieder ein eigenes hölzernes Instrument, über welches der Flachs herabhängt, der dann mit einer eisernen Schwinge, einem Hackmesser ähnlich, durch flache Schläge bearbeitet wird, um die letzten Reste der Agen (Ünne) zu entfernen.

Hier reiht sich ein förmliches Fest an, das

Schwingfest,

indem von einer Führerin die des Schwingens kundigen Mädchen, 12—20 an der Zahl, zusammengeladen werden, um

den terminierten Flachs des Kaplans zu schwingen. Es ist ein großes Ereignis, wenn nach langen Jahren wieder einmal ein „Härr“ seinen Flachs selbst verarbeiten läßt, statt ihn zu verkaufen, und jedes ordentliche Mädchen macht sich eine Ehre daraus, zu dieser Arbeit geladen zu werden. Dann sitzen ihrer 20 zusammen im Schwingstall, vollführen mit den 20 Instrumenten, noch mehr mit den 20 redegewandten Zungen einen Heidenlärm, necken einander, schwatzen und singen und schlagen drauf los, daß eine undurchdringliche Staubwolke sie einhüllt und die schmutzigen Agen fingersdick auf den vermummten Gestalten — denn es ist Winterszeit — liegen, und das ganze Dorf redet vom Schwingfest.

Die nötigen Erfrischungen tagsüber werden auf Kosten des Kaplans gereicht, und am Abend kommen sie „schön angethan“ in das Haus der Direktrice und werden mit einem solennen Kaffee, mit Wurst und Bier traktiert. Der Festgeber muß natürlich mit seinem Schullehrer dabei sein, und nach kurzem Zieren lassen sie ihrer Munterkeit freien Lauf, singen und necken sich unter einander und versprechen hoch und teuer, daß der nächste Termin noch viel besser ausfallen würde, weil ihnen die Freude geworden, wieder einmal ein Schwingfest zu feiern, wie es ihre Mütter vor vielen Jahren auch gefeiert. Ist der Festgeber selbst musikalisch und gibt etwas zum besten, dann hat das Vergnügen seinen Höhepunkt erreicht.

Die langwierige Flachsarbeit tritt in ein neues Stadium, es kommt zum

Hecheln.

Wer kennt nicht unser deutsches Sprüchwort: „Einen durch die Hechel ziehen, durchhecheln?“ Wenn man das Hechelinstrument sieht, versteht man, warum jenes Wort eine so schlimme Bedeutung hat. Auf zwei Säulchen ruht wagerecht eine Holzplatte; auf dieser sind zwei Hecheln, d. h. je ein Quadrat von 40—50 nadelförmigen Stacheln, bei dem einen näher, bei dem andern weiter gestellt. Durch diese Nadeln wird der Flachs gezogen, so daß eine dreifache Sortierung entsteht; was durch die grobe Hechel fällt, ist grob Werg, was durch die feine Hechel fällt, ist fein Werg, und das wenige, was in der Hand bleibt, ist der reine Flachs. Hievon

werden je drei „Hampfeln" zusammengedreht zu einem Kauden (einer Schnecke ähnlich), die Kauden (Kuide) wandern in die Körbe, aus denen sie erst zum Spinnen hervorgeholt werden.

Das Spinnen.

Wir wissen, daß dasselbe in den ältesten Zeiten zu den Frauenarbeiten gehörte, deren sich selbst Königs- und Fürstenfrauen und deren Töchter nicht schämten, da sie ja ihre Kleider selbst spannen und webten. In den mittelalterlichen Frauengemächern, wie sie unsere Sammlungen zeigen, darf das Spinnrad nicht fehlen, und ein bürgerliches Haus im Anfang dieses Jahrhunderts können wir uns ohne Spindel nicht denken. Und jetzt finden wir dieses ehrwürdige, altväterliche Hausgeräte, dieses Symbol häuslichen Fleißes und emsiger Frauenarbeit nur mehr auf dem Lande und selbst da nur vereinzelt; in den Gaudörfern findet man auf den Böden zu halben Dutzenden die Spinnräder unter dem Gerümpel, wo sie den fleißigen Spinnen als Webstühle dienen. Welche Poesie, welche echt deutsche, sinnige Gemütlichkeit ist uns damit verloren gegangen! Das kann nur der fühlen, der selbst noch auf einem Schemel zu Füßen der spinnenden Mutter gesessen und mit den kleinen Händchen das Rädlein mitzudrehen oder gar zu bremsen suchte. Und was wird aus den schönen alten Spinnliedern, wenn nicht mehr gesponnen wird?

Nun denn, in der Rhön ist das Spinnrad nicht blos Symbol, sondern Wirklichkeit, nicht blos Zierrat, sondern Handwerkszeug. Wenn der Winter ins Land gezogen und der Schneesturm an die Fenster schlägt, dann beginnt das Spinnrad zu schnurren, Tag für Tag, von Morgen bis Abend mit kurzen Unterbrechungen; und wenn ein Stück Tuch bald fertig werden soll, dann beginnt diese Musik schon früh um 5 Uhr und dauert bei düsterem Lampenschein bis in die tiefe Nacht.

Das Spinnen „so mutterseelen allein", wie es im Liede heißt, ist aber eine eintönige Beschäftigung; viel erträglicher ist's, wenn das Schnurren des Spinnrades von einem anregenden, unterhaltenden Geplauder begleitet ist. Und so knüpft sich an das Spinnen die bekannte Sitte oder Unsitte der

Spinnstuben,

die mit all ihren Nebenumständen einen großen Reiz für die Jugend beiderlei Geschlechts haben und mit ihren Schattenseiten manchen Kummer den Eltern und Pfarrherrn bereiten. Doch muß man auch hier unterscheiden zwischen gut und bös, befugt und unbefugt. Erstere finden statt, wo ein Trupp Mädchen sich wirklich zum Spinnen zusammenthut unter dem Schutze der Hausfrau, und wo diese selbst, wenn alle versammelt sind, das Kreuz macht, um irgend eine Abendandacht oder den Rosenkranz vorzubeten. Dann wird auch gesungen, weltliche und geistliche Lieder durch einander; die in der Sonntagsschule angelegten Liederheftchen, wie sie früher auch bei uns jedes Mädchen hatte, werden mitgebracht, neue Lieder werden einstudiert. So hab ich selbst im Jahre 1871 gehört, wie das Lied „König Wilhelm saß ganz heiter“ kurz nachdem es in der Zeitung gestanden, in den Spinnstuben gesungen wurde. Um neun Uhr wird eine Pause gemacht und es wird schnabuliert, was eben eine jede im „Säckel“ mitgebracht hat.

Unbefugte Spinnstuben sind jene, bei denen das Spinnen Nebensache ist und wo unter den Fittigen einer nachsichtigen Mutter das junge Volk, oft sogar die noch Schulpflichtigen sich zusammenfinden zu müßigem Plaudern, Scherzen und Singen. Da ist im Nu eine Mund- oder Ziehharmonika in Thätigkeit und unvermerkt ist „a Böhlje“, ein kleiner Ball arrangiert, „öm en Tüsch röm“, wie sie sich ausdrücken. Daß Zucht und Sitte durch diese Spinnstuben nicht gefördert werden, das wurde schon vor 130 Jahren anerkannt, indem ein Rhönpfarrer im Jahre 1749 für jeglichen Spinngeher ein Pfund Wachs, der Spinnstuben aber zwei Pfund als Strafe ansetzte, welche Strafe auch auf Erlaß des Fürstabtes von Fulda durch den Amtsvogten „durch Exekution herausgetrieben“ wurde. Im Jahre 1787 wurde eingeschärft, daß die Spinnstuben ohnehin verboten sind, und daß der Pfarrer auch das Spiel mit dem vermummten Ochsen unter Strafe verbieten solle, was jedenfalls auf eine Fastnachtsmummerei oder gar auf den Pfingstochsen zu beziehen ist. Auch im Würzburgischen wurde gegen die Spinnstuben geeifert. Der

sonst so milde Fürstbischof Franz Ludwig predigte selbst in der Kirche zu Nordheim (woselbst 14 Spinnstuben bestanden) gegen diese Quelle des Sittenverderbnisses, forderte den Pfarrer, den Schultheißen, das Gericht auf, an der Aufhebung der Spinnstuben mitzuarbeiten; und am 13. November 1783 erließ er eine landesherrliche Verordnung, worin er die Spinnstuben aufhob und nur auf die nächsten Blutsverwandten einschränkte. In einem alten Pfarrbuche zu Oberelsbach heißt es, daß 1698 eine ernstliche Bestrafung der Spinngeher und die Abschaffung der Spinnstuben (conventiculae nentium) aufgetragen wurde. In einer Gersfelder Dorfordnung 1657 wurde „denen, so die Spinnstuben halten, und denen, so ihre Kinder vnd Gesinde hineingehen lassen, fünff Gülden Straff“ angesetzt. — Am schlimmsten war allerdings die sogen. Kommstunde von 8 bis 9 Uhr, wo sich die verschiedenen Spinnstuben Besuche machten oder auf der Straße herumschwärmten.

Beide Arten von Spinnstuben bestehen aber ebenso fort, wie der „Heimgarten“ in Tirol, der „Hongascht“ und die „Nachtstubat“ in Vorarlberg, und wenn auch das letzte Spinnradl ins Feuer geworfen ist, wirds immer noch Spinnstuben geben. Wetter und Sturm thuen keinen Eintrag, im Gegenteil, je schlimmer es draußen stürmt, desto behaglicher plaudert sichs am warmen Ofen. Um 10 Uhr ist Feierabend in der Spinnstube, und hustend und fröstelnd huschen die vermummten Gestalten über den knisternden Schnee; der arme Weber, der keinen Chronometer im Hause hat, erhebt sich dann von seinem Marterholz und sagt zu seiner spinnenden Ehehälfte: „Frah! 's eß zah' Uhr, die Spiller gehn hei', monn uns au schlaff' leg'.“

Ein Hauptvergnügen besteht darin, eine andere Spinnstube zu „schabernäcken“, z. B. den Laden ausheben, oder „'n Schahl werfen“ d. i. einen Hafen an die Thüre werfen, oder die zum Kaltwerden vors Fenster gestellten Huitzel wegstibitzen oder die im Haus-Ern (Vorplatz) stehenden Holzschuhe verstecken.

Außer den Spinnstuben gibt es auch sog.

Spinnkränzchen,

welche nähere Bekannte und Freundinnen, Mädchen wie Frauen, an den Nachmittagen (gewöhnlich Dienstag und Donnerstag) veranstalten; hiebei gibt es ein Traktament mit

Kaffee und Kuchen, und mancher ungeladene Gast produziert sich mit einem selbstverfaßten Spruch, wie aus folgendem Beispiel zu ersehen.

Ich dachte mich in ein Haus hinein,
Darin muß eine schöne Gesellschaft sein;
Da dachte ich bei mir,
Wenn ich nur auch mit kampier;
Ich habe mich besonnen hin und her,
Was denn da zu machen wär.
Endlich fiel mirs ein:
Ich nehm eine Bouteille Wein,
Damit komme ich gewiß hinein.
Nun ist mirs auch gelungen
Und ich bin auch hineingekommen;
Doch fiel mir noch was ein,
Dies muß auch noch dabei sein.
Nemlich ich koch einen guten grünen Thee,
Und wer davon trinkt, dem wird nicht weh.
Aber wie ich mich kränke,
Wenn ich daran denke,
Wie ich meinen grünen Thee wollt kochen,
Da ist mir mein schönes Tüppche zerbrochen.[1])
Nun meine liebe Gesellschaft insgemein,
Müßt ihr mit dieser Bouteille zufrieden sein, —
Ich kann euch nicht anders helfen, ihr Gäst'!
Ich wünsche Euch viel Vergnügen zu euerm Fest,
Und ich will auch nicht bleiben daneben,
Vivat hoch! die Gesellschaft soll leben! —

Wer freilich das Spinnen als Erwerbszweig betreiben muß, dem wird alle poetische und humoristische Zuthat verleidet werden, „däm vergenn die Späß“; denn es ist ein gar armseliger Verdienst, — kaum, daß eine gute Spinnerin 20 bis 30 Pfennig täglich verdient. In den armen Dörfern am Kreuzberg treffen wir sogar das Mannsvolk am Spinnrad, wie es überhaupt in der Rhön auch „Mannslüt“ gibt, welche mit Stricken sich beschäftigen, eine Demütigung, welcher sich der Spessarter nicht leicht unterziehen wird.

Nachdem das gesponnene Garn eine weitere Prozedur,

das Kochen

durchgemacht (mit Buchenasche und in weichem Flußwasser), wobei ich an eine fränkische Sage zu Hessenthal im Spessart

[1]) Vor dem Eintritt wird im Haus-Ern ein Hafen zerschlagen.

erinnere (eine Frau, welche ihr Garn am zweiten Pfingsttag kochte, versank in die Tiefe), nachdem es ferner ausgewaschen und an der Luft (an langen Stangen ausgehängt) oder am Ofen getrocknet ist, wandert es zum Weber.

Das Weben

ist eine minder poetische Arbeit als das Spinnen. Für eine schwächliche Konstitution ist der Webstuhl ein wahres Marterholz, da der an dasselbe Gebundene Luft und Bewegung die ganze Woche hindurch entbehren muß. Verschiedene Manipulationen sind nötig, so das Klopfen, Spulen, Zettel machen auf der Werfe, Aufbäumen, bis endlich das Webschifflein seinen Lauf beginnt (in der Stunde mehrere tausendmal) und die Weblade, welche nach jedem eingeschossenen Faden 2mal und öfter (bei Feuerschläuchen 5mal) angeschlagen werden muß, ihren eintönigen Takt anhebt.

Die Weberei ist in der Rhön nicht blos ein Handwerk, das geschäftsmäßig betrieben wird,[1]) sondern öfter noch eine häusliche Arbeit, zu welcher die erwachsenen Kinder alle angehalten werden. Es giebt Rhöndörfer, wo in jedem Haus ein Webstuhl steht, in vielen Häusern findet man zwei, in manchen sogar drei Stühle. Dagegen giebt es auch Dörfer, in welchen nur wenige Webstühle zu finden, weil die Häuschen, von zwei Familien bewohnt, zu klein sind, um das unförmliche Instrument aufzustellen. (An manchen Webstühlen, besonders aus älterer Zeit, finden sich ganz zierliche Schnitzereien). Selbst wohlhabende Leute schämen sich nicht, ihre Kinder um Lohn weben zu lassen, wenn der häusliche Bedarf gedeckt ist, und so wird aus der häuslichen Arbeit ein Erwerbszweig, der eine nicht zu verachtende Einnahme abwirft. Die Weber bilden eine ganz eigene Zunft, in dem Sinne nämlich, daß sie am meisten noch vom alten Zunftwesen gerettet haben (Webersprüche und Weberlieder) und die altehrwürdige Handarbeit vertreten gegenüber der Fabrikarbeit. Auch darin sind sie eigen, daß sie die meisten Diftler und Grübler stellen, die gerne lesen, Sprüche machen, Musterbücher sauber zusammen-

---

[1]) Man findet in manchen Orten sogar Damast-, Plüsch-, Stramin- und Korsettenweberei.

schreiben. Ist auch erklärlich, wenn ein kluger Kopf hinter dem Webstuhle sitzt, daß mit dem mechanisch laufenden Schifflein auch das Webschiff der Gedanken fleißig hin- und herfliegt und manches grobe und feine Gespinst zusammenwebt, was dem Bauern, der hinter dem Pflug geht, auch nicht im Traume einfällt.

Das vom Weber abgelieferte Tuch kommt zu[illegible]

Bleiche.

Der Rhönwanderer sieht oft auf den grünen Wiesengründen und Berghängen eine glänzend weiße, fast quadratische Fläche, die er von ferne nicht zu erklären weiß; in der Nähe erweist sie sich als Tuchbleiche, auf welcher hunderte von Stück Tuch der verschiedensten Form ihrer Vollendung entgegenreifen. Denn wie das Getreide, so wird Woche für Woche die Färbung des anfangs dunkelgrauen Tuches etwas lichter, bis es glänzend weiß uns entgegenschimmert. Bei den großen Bleichen der Händler muß freilich der Gips etwas nachhelfen, während die bleichende Hausfrau dieses Mittelchen streng verpönt und sich lieber mit dreimaligem Kochen (in Lauge) und Waschen abplagt. Zu einer Bleiche vereinigen sich jedesmal mehrere Familien; abwechselnd muß dann in den 4—6 Wochen einer die Nachtwache halten in der Bleichhütte, oder vielmehr der „Hoind" muß es thun, während der Wächter in sein gutes Bett schlüpft, das den ganzen Raum der Hütte einnimmt. Mancher Schabernack wird hier gespielt, von denen der unschuldigste ist, daß man heimlicherweise Steine und Holzstücke in das Lager versteckt.

Die letzte Station endlich ist die

Walkmühle und Mange.

In ersterer wird durch Schlagen und Walken aller Staub und Schmutz herausgetrieben, in letzterer bekommt das Tuch seine Glätte und Appretur. Jetzt ist das Handelsprodukt fertig und wandert in die weite Welt auf Messen und Märkte, oder es wird von der Hausfrau sofort im Hause verwendet, oder auch, wenn sie zu den Reicheren zählt, zur Aussteuer für die Kinder und als Prunkstück in die Schränke gelegt; denn je

mehr Stück Tuch eine Frau aufzuweisen hat, desto größer der Ruf ihres Fleißes und ihrer Sparsamkeit.

Um sich einen Begriff von der Ausdehnung dieser Rhönleinen-Industrie machen zu können, dienen folgende Angaben:

In 13 Dörfern der Hinterrhön gibt es nicht weniger als 49 Leinwaarenhändler; die meisten (18) hat Poppenhausen, dann folgt Weyhers (8) und Thalau (6); in den andern Dörfern sind je zwei oder einer (Schmalnau 3, Batten, Eckweisbach, Lahrbach, Dietershausen, Dipperz je 2, Gersfeld, Reulbach, Melperts, Seiferts je 1). In Poppenhausen bildeten die Leinwaarenhändler eine eigene Zunft oder Bruderschaft, wie aus einem geschriebenen Buche zu ersehen, das den Titel führt: „Manuale oder auserlesenes Handbuch zum Gebrauche der Warhändler, welche jährlich in der Steinkapelle zu Poppenhausen den 30. Novembris auf Andreastag ihre Andacht auf die in diesem Buch vorgeschriebene Weis verrichten. Geschrieben von Johann Kaspar Wolf, zur Zeit Schullehrer.. Im Jahre 1784."

Mit ihrer Waare beziehen diese Händler die Messen von Würzburg, Bamberg, Erlangen, Nürnberg, Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt, Kassel, Leipzig. Der Engroshandel geht bis Köln, Braunschweig, Hamburg, Holland.

Der Betrieb ist verschieden; es gibt Händler, die 50 bis 70 Webstühle beschäftigen und einen Umsatz von 30—50 000 Mark haben. Der Weberlohn, den sie vom 1. November bis 1. Mai ausgeben, beträgt oft 3000 M. und darüber.

Das Fabrikat (grobe und feine Hausleinen, Halbleinen — auch Ha'btuch und Schmaltuch genannt) erstreckt sich auf alle Bedürfnisse in Haus und Hof; vom gröbsten Sackzwillich und Packtuch bis zum Damast-Tafeltuch ist jede Sorte und Qualität vertreten.

Doch ist auch diese Rhönindustrie bedeutend zurückgegangen; da die Fabrikanten ihren Bedarf nicht vollständig aus der Rhön beziehen können, lassen sie die Garne ungebleicht und roh aus den Spinnereien in Sachsen, Schlesien, Elsaß und in den Rheinlanden kommen. Das Publikum trägt auch seinen Teil dazu bei, indem es die Rhönwaare, die etwas teurer ist, verschmäht und so den Händler zwingt, mehr zur Fabrikwaare zu greifen.

Hier dürfte auch Erwähnung geschehen der ganz untergegangenen Rhöner Tuchmanufaktur, die hauptsächlich in Bischofsheim betrieben wurde, und anfangs nur ordinäre und billige Waare lieferte, die man im Stiftslande spottweise „Böschemer Scharlach“ oder „Böschemer Sammet“ betitelte. Fürstbischof Franz Ludwig aber that alles zur Hebung dieser Industrie, ließ zu seiner eigenen Kleidung Bischofsheimer Tuch verwenden, so daß es auf einmal im ganzen Stiftslande begehrt wurde. Zur Zeit des Großherzogtums Würzburg wurde der gesammte Bedarf an Militärtüchern aus Bischofsheim bezogen. So ist es erklärlich, wenn der Chronist[1]) berichtet, daß im J. 1808 an 500 Menschen in Bischofsheim durch diese Manufaktur beschäftigt waren (die Walker, Färber, Spinnereien der Umgegend nicht gerechnet), daß die Arbeitslöhne jenes Jahres 44,385 fl., der Wert der Tücher 246,699 fl. 50 kr. betrugen, so daß in dem wohlhabenden Städtchen von 1900 Einwohnern stets Frohsinn und Munterkeit herrschte und Gesang und Musik eifrigst gepflegt wurden.

Daß der Rhöner vielseitig ist und auf alle mögliche Art sich durchs Leben schlägt, wird ersichtlich werden aus den verschiedenen anderen Arten der Industrie, welche wir mehr erwähnen als besprechen wollen. Da ist zunächst

III. die Holzindustrie.

Der arme Rhöner, der kein Feld sein eigen nennt, auf dem er sein Brod bauen kann, muß Geld verdienen, um seine Familie ernähren und seine von Ahnen und Urahnen als heiliges Vermächtnis ererbten Schulden verzinsen zu können.

Er richtet sein Augenmerk auf den Wald und studiert und probiert, was ihm dieser wohl liefern könne zu des Lebens Notdurft. Die meisten Gemeinden der Rhön haben etwas Wald für sich; kleinere Bezüge liefert der Staatswald gratis seinen Holzhauern und Waldarbeitern[2]); und wer die Industrie

[1]) Schumm, Geschichte der Stadt Bischofsheim v. d. Rh. Würzburg bei Goldstein. 1875.

[2]) In den Weimarischen Waldgründen der Zillbach leben mehrere Ortschaften fast ausschließlich von diesem Verdienste.

in großem Maßstab treibt, der schlägt aus dem Klafter, das er kaufen muß, das Doppelte und Dreifache heraus durch seinen Gewerbfleiß.

Zuerst sucht man die eigenen Bedürfnisse zu decken. Es braucht jeder Rhöner, ob Männlein oder Weiblein, ob groß oder klein, alljährlich seine 2—3 paar Holzschuhe. Das macht tausend und mehr Paare für ein Dorf, und das gibt schönen Verdienst für die 2—6 Holzschuhmacher, die den ganzen Winter an ihrer Schnitzbank sitzen und aus Ahorn-, Birken- und Eschenholz die Stücke zuhauen, dann bohren, mit dem Schnitzmesser glatt machen und facionieren. Täglich werden 4—8 Paare fertig gestellt; der Preis per Paar stellt sich je nach der Größe auf 30—50 Pfennig. (Im Bezirke Brückenau wurden in einem Winter durch den polytechnischen Verein allein für 2000 Mark Holzschuhe angekauft und allmählich abgesetzt.)

Ein zweites Bedürfnis ist der harte Wettermantel, den der Rhöner seinem Hause gibt. Das sind die „Wetterbräter", welche meist nur die Wetterseiten, oft auch das ganze Haus umpanzern und durch die verschiedene Form der schichtenweise angenagelten Brettchen, sowie durch den freundlichen grauen Anstrich den sonst einfach gebauten Häusern ein schmuckes Aussehen geben. Diese Fabrikation beschäftigt wieder in einigen Dörfern (Seiferts, Waldberg und Werberg) mehrere Familien und schafft per 1000 Stück 3 Mark Arbeitslohn.

Wer kennt nicht das Sprüchlein:

„Kauft hölzere Waar',
Kocheläffl, Blaserahr!",

das von den Rhönern ausgeschrieen wird in den Frankengauen! Vom einfachsten Kochlöffel bis zum feinen Mangholz liefert der Rhöner alles, was die Küche an Holzwaaren bedarf, — sauber und billig. Am bekanntesten sind die Händler von Dalherda, wo neben den gewöhnlichen Küchengeräten auch Zigarrenspitzen fabriziert werden.

Eine ganz eigene Zunft ist die der Stützenmacher, die aber nur „Retze" und „Löppe" (Born-Löppe) verkaufen, und selbst hier Künstelei anwenden, indem sie die kleinen Stützen aus verschiedenfarbigem Holze verfertigen und mit Geschmack verzieren.

Dazu kommt, auf einzelne Dörfer verteilt, die Fabrikation von Peitschenstecken aus Eschenholz, von jenen nämlich, bei denen aus dem massivem Stiel mehrere Aeste sich abteilen, die dann geflochten werden (Hauptort: Frankenheim); die Fabrikation von Spazierstöcken (in Langenleiten); Korbflechtereien (Waldfenster und Premich); Strohflechterei (Simmershausen); Siebmacherei (Gegend von Fladungen); der einträgliche Felgen- und Daubholzhandel (in Schmalwasser, Waldberg und Sandberg); auch Kohlenbrennereien fehlen nicht.

Die zwei letztgenannten Dörfer haben zudem den Ruf des Besenlandes wegen der stark betriebenen Besenbinderei, welche durch ein eigenes Lied verherrlicht wird, dessen Refrain heißt:

Waldberg, Sandberg stammverwandt,
Sei gegrüßt, mein Besenland![1])

Zu der Holzindustrie ist auch die in der weimarischen Rhön betriebene Fabrikation der Holzpfeifen zu rechnen, und diese leitet uns zugleich zu der kunstgemäßen und nun rationell betriebenen

Holzschnitzerei.

Dieser Industriezweig hat für die Rhön eine große Zukunft, besonders seitdem der Schnitzschule in Bischofsheim von allen Seiten mehr Beachtung geschenkt wird.

Diese 1854 in Poppenhausen gegründete und 1861 nach Bischofsheim verlegte Schule erhielt durch Beihilfe des Königl.

---

[1]) Einige Strophen dieses Liedes mögen hier Platz finden:

Als Herr Noah mit den Seinen
In die Rettungsarche schritt,
Nahm er von den schönen, feinen
Besen sich ein Dutzend mit.

O wir wären doppelt fleißig,
Wenn die Forstamtspolizei
Gäbe einst das Besenreisig
Uns zum Besenmachen frei.

Vivat hoch ihr flotten Besen,
Schlank und biegsam, jung und schön,
Ja ihr seid von je gewesen
Schmuck und Zierd der freien Rhön.
Waldberg, Sandberg stammverwandt,
Vivat hoch! mein Besenland!

Staatsministeriums ein eigenes ihren Zwecken entsprechendes Haus, in welchem zugleich arme Schüler aus entlegenen Orten Unterkunft während ihrer Lehrzeit finden. Der Absatz der Arbeiten, welche an Mannigfaltigkeit und Schönheit von Jahr zu Jahr sich vervollkommen, da der Hauptlehrer der Schule (Valentin Gilbert aus Thaiden; als armer Hütjunge machte er seine ersten Versuche im Schnitzen, und jetzt ist er ein tüchtiger Künstler) auch im Zeichnen, Modellieren und Bemalen Unterricht erteilt, geschah anfangs durch Privatbetrieb, jetzt unter Leitung des polytechnischen Vereins. Von den 103 Schülern, welche von 1864—1874 aus der Schule hervorgingen, befinden sich in verschiedenen Rhönorten 52, welche für das Geschäft in Bischofsheim oder auswärtige Firmen arbeiten, 12 treiben in deutschen Städten, 7 in Amerika selbständig ihr Gewerbe, 9 haben sich verwandten Gewerben (z. B. der Schreinerei) zugewendet. In die Oeffentlichkeit trat die Schule mit ihren Leistungen bei der Weltausstellung in Paris 1867, bei einer Kreis-Ausstellung in Lohr 1878, in Würzburg 1880 und zur Zeit bereitet sie sich vor auf die Landesausstellung (1882) in Nürnberg. Leider wird das weitere Aufblühen immer noch gehemmt durch die mangelhaften Verkehrsverhältnisse der Rhön, sowie durch das Vorurteil der Bevölkerung, welche das Unternehmen mehr vom Standpunkt der Wohlthätigkeit auffaßt, während die Absicht des Vereins dahin geht, eine Hausindustrie zu schaffen, welche den Rhönbewohnern einen soliden und gewinnreichen Erwerbszweig an die Hand geben sollte.

IV. Die Handelschaft.

Wir beginnen mit dem, was der Wald dem Rhöner als Handelsartikel liefert.

Macht man im Kurgarten zu Kissingen eine Morgenpromenade, so passiert man eine ganze Reihe von Frauen und Kindern in Rhönertracht, welche gleich den Edelweißverkäufern des Gebirges das Badepublikum mit duftenden Sträußen versehen; einen ganzen Monat lang wird die Maiblumenindustrie ausgenützt.

Auf diese folgt die Saison der Erdbeeren, dann der Heidel- und Preißelbeeren und schließlich des Wachholders.

Auf den Märkten zu Würzburg, Schweinfurt, Frankfurt, Fulda trifft man großmächtige Körbe voll dieser Handelsartikel, die erst seit 10 Jahren so recht ausgebeutet werden. Nach Meiningen wird dieser Erwerbszweig besonders von Neustädtles aus betrieben.

Etwas komplizierter, weil der Artikel erst durch Industrie gewonnen werden muß, ist der Handel mit Buchelöl, das der Rhöner auf seinem Schubkarren in Franken hausieren fährt. Waldberg ist das eigentliche Oelland, da es nicht weniger als 10 Händler in die Welt sendet. Obwohl es oft Jahre lang (so auch jetzt wieder) keine Bucheln gibt, Buchelöl gibt's dennoch und die Handelschaft geht flott weiter; doch brauchen wir dabei nicht gleich an Fälschung zu denken, denn ein gutes Bucheljahr deckt, wie mir ein Forstmann sagte, den Bedarf auf mehrere Jahre. Das Oel wird in den Oelmühlen „geschlagen“; Hauptsitz derselben scheint Burkardroth zu sein. Der Scheffel Bucheln kommt auf etwa 15 M. zu stehen, das Liter Buchelöl den Produzenten auf 1 M.

Mehrere Dörfer (besonders Dalherd, Neustädtles, Sandberg) befassen sich stark mit Zwischenhandel, indem sie nicht blos Kamillen, Kirschen, Weichsel, Sellerie, sondern sogar Tuchwaaren und irdenes Geschirr, Krüge und Steingutwaaren, Sägenblätter aufkaufen und dann verhöcken, wobei oft die Industrie aufhört und die Bettelei anfängt.

Auch der Handel mit Brennholz ist zu erwähnen, der in Schmalwasser, Ober- und Unterweissenbrunn schwunghaft geht.

Der Handel mit Mineralwassern bietet gleichfalls den in der Nähe der Badeorte (Kissingen, Brückenau, Bocklet) liegenden Dörfern manchen Verdienst. Auch die da und dort in der Rhön (bei Kothen, Lütter und Weyhers) sich findenden Mineralwasser werden von einzelnen benützt und ausgebeutet. Bei den zwei Quellen (Säuerlinge) in der Nähe von Lütter hat ein Privatmann aus Fulda eine Art Brunnenhaus bauen lassen; in Weyhers betreibt ein Mann seit Jahren den Export des stark stahlhaltigen Wassers nach Fulda.

V. Die Gänsezucht

verdient ein eigenes Kapitel, wie sie auch durch ein eigenes Lied verherrlicht ist, das man aber nicht singen darf in der

Metropole der Gänsezucht, in Burkardroth. Im Frühjahr werden die Gänschen per Stück um 35—50 Pf. zusammengekauft und mit großer Sorgfalt auferzogen, denn wenn die Hälfte, was manchmal passiert, darauf geht, dann ist der ganze Profit verloren. Sind sie flügge, dann geht es in Zügen von mehreren Hunderten nach Würzburg und Fulda, wo sie per Stück zu 2 M. bis 2 M. 20 Pf. abgehen.

Bekannt ist jene Anweisung, welche eine Rhönerin ihrem Söhnlein gab, das nach Würzburg zum Studium kam und den Weg nicht kannte, es solle nur immer dem Gänsd... nachgehen. Vielleicht gab dies auch den Anlaß zu dem erwähnten Liede, das also beginnt:

Wollt ihr wiß', wo der Weg nach Würzburg geht,
Hei ze Burkerdroth?
Da geht nur grad dem Gänsd... nach,
Find't ihr'n Weg schon ohne Frag
Hei ze Burkardroth.

Im Verlauf des Liedes heißt es u. a., daß die Burkardröther eine Gans geschlacht und aus der Haut ein Stadtthor gemacht; im Rathaus sei oben der „Herresaal, unne der Gänsestaal", und dem Scholtes wird nachgeredet, „morgens thut er der Gemein' gebiete, mittags muß er Gäns ausbrüte" und anderes, was Pfarrer, Lehrer, Ausschuß und die Musik des Dorfes angeht.

Was die

VI. Fabrikthätigkeit

anlangt, so ist vor allem jene Industrie, welche sich die mineralischen Produkte des Bodens nutzbar macht, auf der Rhön in allen Arten sporadisch vertreten.

Aus alter Zeit wird berichtet, daß sich im Sinngrunde eine Eisenschmelze aufthat, daß am Fuße des Dammersfeldes eine Glashütte entstand, daß in Silberhof ein Silberbergwerk betrieben wurde, daß man schon damals, wenn auch mit schlechtem Erfolg, alles Mögliche probierte. Was aus jetziger Zeit zu erwähnen ist, wäre die Steingutröhrenfabrik in Bischofsheim, Steingutwaaren in Oberbach und Römershag (6 Papierfabriken in Brückenau und Römershag seien hier erwähnt, obwohl sie in ein anderes Fach einschlagen); das

Braunkohlenbergwerk auf dem Holzberg bei Bischofsheim und jenes bei Kaltennordheim (letzteres eingegangen); der Torfstich auf der hohen Rhön beim Rhönhäuschen; die Thongruben zwischen Wüstensachsen und Gersfeld, sowie bei Abtsroda; die wieder eingegangene Schwerspatgrube bei Silberhof; die Töpferwaarenfabrikation in Burkardroth; Ziegel- und Kalkbrennereien in Reulbach, Weisbach, Sondernau und Nordheim (in letzterem auch französische Falz-Ziegeln); Krugbäckereien in Römershag. Endlich die groben Steinhauerarbeiten in Oberbach, Oberweissenbrunn und im Steinbruch (Müller) bei Poppenhausen; durch feinere, künstlerische Steinhauerarbeiten ist, abgesehen von Kissingen (Bildhauer Weidner), das Rhöndorf Oberelsbach berühmt geworden; es liefert die meisten Kruzifixe und Statuen, die wir bei den weit verstreuten Weilern und Gehöften der Rhön erblicken und die von der künstlerischen Fortbildung ihrer Meister (Gebrüder Weigand) ein gutes Zeugnis ablegen.

Unter den Bildhauern ist besonders zu erwähnen Gottfried Fleck in Mellrichstadt (auch Musiker), der aus der Rhön (Simmershausen) stammt, an der Kunstakademie in München sich ausbildete und bereits vortreffliche Statuen in Stein auf die Rhön lieferte, so besonders die Madonnenstatuen nach Fladungen, Dietges und auf die Milseburg.

Die allerjüngst aufgekommene Fabrikthätigkeit besteht wohl in Frankenheim. Hier wurde im Jahre 1879 auf Anregung und durch Unterstützung der Großherzogin eine Bürstenfabrik eingerichtet, welche ungefähr 60 Personen Beschäftigung bietet. Letzteres ist wohl auch der Hauptzweck dieser Einrichtung, denn an eine gedeihliche Entwicklung größerer Fabrikthätigkeit ist in der Rhön nicht zu denken.

Ferner wären hier noch anzuführen: die Seifen- und Topf-Fabrikation in Weimarschmieden, die Flanell- und Wollkammfabrik in Lengsfeld, die Korkfabrik in Dermbach, die Glockengießerei (Gebrüder Krick) in Eckweisbach. Auch die etwa 200 selbständigen Meister des Schustergewerbes in Ostheim betreiben ihr Handwerk fabrikmäßig, so daß sie sogar große Lieferungen für das Militär übernehmen.

Als Unikum muß erwähnt werden, daß in der Rhön sogar der Tabakbau sich findet, und zwar in Langenleiten und Stangenroth. Das Produkt, das aber der Beize entbehrt,

kommt nicht auf den großen Markt, sondern dient zum Hausgebrauch des armen Mannes, sofern Brust und Geruchsnerven es vertragen können.

VII. Lohnarbeit.

Wer keinen Anteil hat am heimatlichen Boden oder wem die Kunst und Geschicklichkeit fehlt, demselben etwas abzuringen, der nützt die Kraft seiner Hände in der Fremde.

Wenn die goldgelben Saaten unserer fränkischen Gaue sich schwergefüllt zur Erde neigen, dann kommen schaarenweise die Schnitter aus der Rhön. („Mer genn on Schniet.") Monate lang mühen sie sich ab im Schweiße ihres Angesichts, bis der letzte Halm geborgen ist, um dann mit gekrümmten Rücken, aber mit gefüllten Taschen wieder heimwärts zu ziehen; und doch war diese Arbeitszeit vielleicht die glücklichste des ganzen Jahres, denn sie hatten wenigstens eine ordentliche Kost, deren sie wieder auf lange entbehren müssen.

Den Schnittern folgen die „Dröscher", die mit ihrem Handwerkszeug und mit dem leichten Bündel die getreidereichen Gegenden bis in die Wetterau durchziehen, jede Dreschmaschine, die ihnen gewaltig Konkurrenz macht, mit schiefen Augen betrachtend. (Auch ein kleines Steinchen zu dem großen Mosaikbilde sozialer Not und des Kampfes ums Dasein, den die Menschenhand gegenüber der Dampfkraft führt.) Von einem Rhöndorfe (Waldberg) allein ziehen 20 Partieen Drescher in die Welt.

Länger noch als diese finden die Maurer und Steinhauer Arbeit, welche sich besonders nach Frankfurt und in die großen Städte ziehen, nach Westfalen oder wie es schlechtweg heißt „ins Preußisch"; früher fanden viele Arbeit bei den Festungsbauten in Ingolstadt und Ulm.

Jene jungen Leute, welche aus der Hinterrhön in die Korsettenfabriken nach Offenbach wandern, gehören nicht in diese Kategorie, denn sie werden meist ihrer Heimat entfremdet, lassen sich in Offenbach nieder und gründen dort taliter qualiter ihren Hausstand. Hie und da kommen sie heim zu Besuch, thuen groß mit ihrem glänzenden Elende und werden von den Rhönern mit Recht mitleidig angeschaut.

VIII. Musikanten.

Erwähnen muß ich auch die Rhöner Musikanten, die dereinst kein kleines Renommé hatten gleich ihren böhmischen Zunftgenossen. Sie rekrutierten sich hauptsächlich aus Hilders, Eckweisbach, Wickers und Wüstensachsen. Alle Sommer und Herbst durchzogen sie in einzelnen Banden Westfalen, die Rheinlande, Belgien und Holland und spielten zu den Schützenfesten und Kirchweihen auf.

Um sich einen Begriff machen zu können von dem Rufe der Rhönmusikanten und von der Ausdehnung ihrer Musikantenfahrten, will ich einige Einzelheiten anführen, die der Erzählung der noch lebenden Musiker entstammen und die der Aufzeichnung wert sind als Belege für die Charakteristik der Rhöner.

Aus älterer Zeit werden drei Fuldaer Namens Link als bedeutende Musiker genannt; der hervorragendste, Johann, war der Anführer der Rhönmusiker und spielte seiner Zeit vor König Georg von England (Vater der Viktoria), vor dem Kaiser von Rußland und dem Großherzog von Baden.

Eine merkwürdige Fahrt machte diese aus 10 – 12 Mann bestehende Musikbande, zu welcher die verschiedensten Rhönorte (Wickers, Eckweisbach, Ostheim) ihr Kontingent stellten. Zuerst spielten sie in Baden-Baden; dort wurden sie von einem Baron Wiedenhofen ermuntert, nach Rußland zu ziehen; sie wanderten nun über Riga nach St. Petersburg, unterwegs schon ihre Kunst verwertend. Dortselbst suchte der Ostheimer Bickel einen weimarischen Oberst auf, der dies Musikkorps rekommandierte, so daß es vor dem Kaiser musizieren durfte. Bickel komponierte dann ein dem Kaiser gefälliges Lied als Marsch und wurde in Folge dessen zum Kapellmeister über die vier Garderegimenter ernannt. In seiner Heimat, die er später wieder besuchte, erinnert man sich heute noch seiner in der russischen Uniform stattlichen Erscheinung. Ein anderes Mitglied (Quillmann), das zwei Jahre in Rußland sich aufhielt, ging dann mit einem ambulanten Theater nach Frankreich. Ein dritter (Burkard von Wickers), der die Fahrten nach Holland und England mitgemacht, auch in Straßburg gewesen, der

überhaupt sein ganzes Leben auf solchen Kunstreisen zugebracht, ist erst vor zwei Jahren in der Ausübung seines Berufes gestorben; gelegentlich einer Kirmesmusik ward er vom Schlag gerührt. An seine Künstlerfahrt erinnert nur noch der russische Mantel, den er sich einst in Rußland bei der grimmigen Kälte acquirierte und der später seine alten Knochen vor der rauhen Rhönluft schützen mußte.

Eine Hauptpflegestätte der Musik war Eckweisbach, das mehrere Musikantengeschlechter (Josef Sauer und seine Söhne Johann und Valentin) und einige ganz merkwürdige Originale lieferte. Einer davon, Josef Will, war zugleich Bauer, Musikant und Geigenmacher. Eines Tags kam er nach Fulda und ging dort wie er ging und stand, in bäurischer Tracht und mit harzschmutzigen Händen (er war eben mit Bauen beschäftigt), auf den Musikchor im Dom und schaute neugierig den Musikern in die Noten. Als man ihn zum Spott fragte, ob er vielleicht mitspielen wolle, nahm er sofort die erste Violine und spielte die ganze Messe auswendig, weil man ihm das Notenblatt „unterst-oberst“ vorgelegt hatte, worauf er meinte, er könne es so und so. Nach vollendeter Messe wurde er mit großen Ehren behandelt, ins Bierhaus geführt und dort traktiert. (Dies Faktum wird durch den damaligen Chordirigent Henkel und dessen beide Söhne, welche gleichfalls tüchtige Musiker waren, verbürgt.

Merkwürdige Schicksale hatten auch vier Eckweisbacher, die zusammen als Musikanten nach Amerika reisten. Der eine wurde drüben Lehrer und war eben im Begriff, eine zweite, besser besoldete Stelle bei New-York anzutreten. Da begegnet er einem Schwarzbacher, der eben im Begriffe war, sich nach Europa einzuschiffen. Von Heimweh erfaßt, löste er sich gleichfalls eine Schiffskarte, kündigte seinen Dienst und kehrte nach Eckweisbach zurück, wo er seine Musikantenfahrten wieder begann, bis er endlich unter preußischem Schulregiment die bei dem großen Lehrermangel sehr erleichterte Prüfung bestand, so daß er nun als ehrsamer Schulmeister in seinem Heimatdorfe waltet und zugleich seinem Bruder Glockengießer als technischer Experte zur Seite steht. Ich selbst hatte oft Gelegenheit, mich an seinem wundervollen Orgel- und Violinspiel zu erbauen. Ein zweiter von den vier Genossen (Hartmann)

starb, die beiden anderen (Wingenfeld und Magnus Mös-lein) gingen als Musiker zum Theater in New-York.

Auch Wüstensachsen stellte ein kleines Kontingent von Musikanten, von denen die bekanntesten die Gebrüder Ullrich waren; der eine war ein geschätzter Sänger und Musiker im hiesigen Musik-Institut und starb als Lehrer auf dem Lande. Selbst wenn er zuviel geladen hatte, sang und spielte er noch vorzüglich.

Der andere durchreiste mit einer Musikbande von 6 Mann viele Jahre hindurch die ganze Schweiz, Westfalen und Holland. Das meiste Geld aber verdienten sie mit ihrem Quartett (Flöte, Fagott, 2 Klarinetten), als sie ganz Bayern, Baden und Würtemberg durchwanderten. In Tegernsee spielten sie vor der Königin (Wittwe des alten Max), in Possenhofen vor Herzog Max, der Musikkenner war und sich manchen Spaß mit ihnen erlaubte. Ein andermal wurden sie von einem Italiener engagiert, den sie auf seinen Kunstreisen — er war Athlet und Kunstreiter — begleiteten. Oft brachte einer bei sparsamem Leben 300 fl. mit nach Hause, und mit diesen Ersparnissen, so schloß der Erzähler, hab' ich meine Mühle gekauft.

Eine jahrelang zusammenwirkende Musikbande bestand aus vier Gersfeldern und mehreren aus Hilders und Wickers. Anführer und Direktor war der vielseitig ausgebildete Florentin Seifert von Hilders, über dessen Leben man ein Buch schreiben könnte. Er war Buchbinder, Autodidakt in Schreinerarbeiten, erster Tenorist, vielseitiger Musikant, ein unerschöpflicher Komiker mit einem unnachahmlichen Imitationstalent, Theaterspieler und Redner bei festlichen Gelegenheiten [1]), und schließlich avancierte er durch das allgemeine Vertrauen und durch seine Tüchtigkeit zum Gemeindeoberhaupte und fungierte zugleich als Polizeianwalt am Amtsgerichte. Von oftmaligen Krankheiten heimgesucht, erlag er am Gründonnerstag 1880 einem erneuten Anfalle. Eine ungeheuere Teilnahme von Volk und

---

[1]) So sagte mir ein Pfarrer, daß beim Abschied eines Amtsrichters unter allen Reden jene des Vorstehers Seifert die beste und gediegenste gewesen sei.

Beamtenwelt ehrte den Dahingegangenen, der Rhöntroubadour aber (so nenne ich mich in den Fremdenbüchern, denen ich manche poetische Gabe gespendet) widmete seinem Freunde folgendes Akrostichon, das jetzt seinen Grabstein schmückt.

Frühlingslüfte wehen um ein teures Grab,
Leis verhallen uns're Trauerlieder, —
Ob auch Glaube Wiedersehens Hoffnung gab,
Rinnt doch ungestillt die Thräne nieder.
Echten Mannessinn hast allzeit Du bewährt,
Nie verlorst den Mut in trüben Stunden,
Treu und redlich hast gesorgt am eignen Herd,
In der Freunde Kreis oft Trost gefunden.
Nimmer tönt Dein Lied, so klar und rein;

Sangst es Freunden, mehr noch Gott zur Ehre;
Einzustimmen mög' Dir nun vergönnet sein
In Cäcilia's heil'ge Himmelschöre!
Freudig eiltest Du zu bessern Welten hin,
Einzugeh'n ins Land, da Friede wohnet:
Ruh'st nun aus von Erdensorg' und schweren Müh'n:
Treue Knechte werden reich gelohnet.

Dieser treffliche Musikant gastierte mit seiner Kapelle, abgesehen von den Fahrten durch Westfalen und Holland, in England, indem sie 4 Jahre zu Dover in einem Privatbade das Badepublikum ergötzten und von Mitte Juli bis Ende September eine hübsche Summe (30 M. monatlich, nebenher manchmal 5—10 M. per Tag) verdienten. In Bad Scheveningen spielten sie 12 Jahre lang auf, und dann übernahmen sie während 17 Jahren die Kurmusik in Bad Brückenau und hatten den alten König Ludwig zu ihrem besonderen Gönner. Auch in Holland hatten sie an König Wilhelm II., der ein großer Musikfreund war, einen hohen Protektor. Er schickte seine Lakaien nach den „Blaujassen" aus, citierte den Dirigenten ins Palais, redete sie auch auf der Straße an: „Nun, wie geht es Euch, ihr Blaujassen?" So hießen sie nämlich wegen ihrer Uniform, bestehend aus schwarzen Hosen, blauen Röcken und Cylinderhüten. Sie hatten einen großen Ruf in Holland und wurden überall requiriert, wo man eine feine Musik haben wollte. —

Der Verdienst, den sie hatten, war nicht zu verachten; sie mieteten ein gemeinschaftliches Logis, lebten sparsam,

führten ihre eigene Küche, und so kam es, daß mancher von ihnen 200—300 fl. mit nach Hause brachte.

Die Musikliebhaberei lebt jetzt noch in Eckweisbach und Hilders fort bei der jungen Generation, die aber keine solche Celebritäten mehr aufzuweisen hat, wie die frühere, und die sich nurmehr damit begnügt, das Bedürfnis der einheimischen tanzlustigen Jugend zu befriedigen; nur von Wüstensachsen zieht jetzt noch eine Musikantenfamilie (Vater und drei Söhne) mit zweien von Seiferts nach Westfalen.

Auch jenseits der Rhön im Streugrund wird profane und Kirchenmusik eifrigst gepflegt; so wohnte ich am letzten Ostermontag [1]) einem Konzert des Nordheimer Musikvereins bei, über dessen Leistungen in Quartettgesang und Orchestermusik ich höchlich erstaunt war.

Ein Kuriosum, das wohl seinesgleichen nicht hat, ist dieses, daß vor mehreren Jahren sogar Frauenspersonen sich mit der edlen Musika befaßt haben; wenigstens brachten sie es so weit, daß sie — ihrer zwei — bei der Silberhöfer Prozession, die auf den Kreuzberg zog, mitspielen konnten.

Eine ganz eigene Industrie, die aber durchaus nicht zu verachten ist, bildet

IX. die Vogelzucht.

Wie der Harz seine Kanarienvögel, so hat die Rhön ihre Blutfinken und Gimpel. Zum Zeitvertrieb hält sich der Rhöner Amseln, Drosseln, Grasmücken, den Finken aber richtet er ab zu seinem Profit.

Es fordert etwas Sorgfalt und viel Geduld, die kleinen Schreier aufzuziehen und ihnen ein Liedlein einzustudieren. Wenn der Bursche auf dem Webstuhl eine Pause macht, oder wenn er von der Arbeit hinweg ab und zu in die Stube kommt, stellt er sich jedesmal an den Käfig und pfeift dem Vogel das Stücklein vor. Da darf aber beileibe kein anderer Ton dazwischen gehört werden, wenn nicht die ganze Kunst scheitern soll.

Der eigentliche Vogelhändler (Heinrich Burkard) hat seinen Sitz in Hilders und betreibt diese Industrie, auf welche

[1]) Erst nach dem gehaltenen Vortrage, wie überhaupt einzelne Notizen erst aus jüngster Zeit nachgetragen wurden.

er gelegentlich einer Musikantenfahrt aufmerksam gemacht wurde, bereits 15 Jahre. Er ist der einzige Großhändler der Rhön, während die andern nur Aufkäufer und Unterhändler sind. Großhändler finden sich erst wieder in Köln, Leipzig, Erfurt, Karlsruhe, Darmstadt, Frankfurt, Hamburg, Rotterdam, Amsterdam.

Objekt seines Handels sind dressirte Dompfaffen und Kanarienvögel, Stieglitze, Finken, Zeisige, Hänflinge, Buchfinken.

Er macht jährlich vom September bis Mai etwa 6 Reisen nach London, jedesmal mit 500—1000 Stück Vögeln. In London verkauft er sie an Großhändler aus Amerika oder auch an Engländer; auf der Hin- und Heimreise werden immer Ein- und Verkaufsgeschäfte gemacht, letztere mit ausländischen Vögeln, die er von den Amerikanern bezieht. Die wenigsten seiner Vögel (etwa 100) bezieht er aus der Rhön, die meisten kauft er zusammen am Vogelsberge, im Harz, im Fulder- und Geiserland. Hunderte von Pfleglingen hat er bis zur Zeit der Abfahrt zu versorgen, eine mühsame Arbeit, da die Käfige täglich gesäubert werden. Diese sind ganz klein und niedlich, vom leichtesten Holz gearbeitet; sie werden im Harz fabriziert und stehen per Stück auf 15 Pf. Die Käfige eines Transportes kommen auf etwa 30 M. In London in der großen Vogelherberge, woselbst auch die Amerikaner einkehren, ist natürlich der Lärm der tausendköpfigen kleinen Schaar und die Arbeit, die sie verursachen, unbeschreiblich. Zur Fütterung allein sind das Jahr über 50 Ctr. Rapssamen nötig.

Die größte Sorgfalt erheischen die kleinen Tierchen auf der Reise, wo sie ganz besonders durch Verhängen mit wollenen Teppichen vor dem Frost geschützt werden müssen. —

Liegt nicht in dieser Vogelindustrie ein Beweis dafür, mit welcher Umsicht und Energie ein Rhöner sich in eine ihm fremde Sache hineinarbeiten kann?

Damit diesem Kapitel die Romantik nicht fehle, will ich zum Schlusse eines Erwerbszweiges erwähnen, der bis in die dreißiger Jahre in den Grenzorten der Rhön (zwischen Weimar und Bayern) sehr kultiviert wurde und viel Geld eintrug. Es war der **Schmuggel**. Die heutige Generation weiß kaum noch

etwas von der Verschlagenheit und dem tollkühnen Mute, mit dem die wetterharten Rhöner den Kugeln der Gendarmen und Grenzwächter trotzten; die Strapazen achteten sie ohnedies für nichts. Erst vor kurzem habe ich einen Veteranen jener Zeit, einen 70jährigen Mann, mit jugendlicher Lebendigkeit davon erzählen hören, und will ich ihn selber sprechen lassen. Auf die Frage, ob er auch mitgethan habe, fing er an: „Ich war freilich dabei. Ich war damals — anno 34 — ein junger Mann und hab all die gefährlichen Gänge und die blutige Batallie mitgemacht. Denn es wurd' viel Geld verdient, am meisten mit Seidenwaaren, die 50 fl. vom Centner abwarfen, da er mit 150 fl. verzollt wurde; vom Centner Kaffee und Zucker, der etwa 30 fl. Zoll machte, hatten wir 5 fl. Nacht und Finsterniß und das größte Unwetter genierte uns nicht, das war im Gegenteil die beste Zeit. Wir hatten einen Spion, einen Mann von Langensalz, der nur einen Arm hatte; da wußten wir genau, wo die Grenzjäger standen und konnten so oft zweimal in der Nacht den Marsch machen. Denn die Pascherwaaren, welche durch Juden vermittelt wurden, lagen immer vorrätig im Schulhause, in der Birxmühl und auch in der Kirche. Bei diesen Gängen, wo wir oft unser 50 waren, gings manchmal scharf her.

Das Schlimmste, was ich mitgemacht, war das: Schwer beladen machten wir den gewöhnlichen Weg auf Urspringen zu, wo die Grenze war. Dort wurden wir überrascht; die 6 Gendarmen hatten die Jäger von Ruppers und die Bauern von Roth aufgeboten, und nun gabs blutige Köpfe, denn wir waren stets auch bewaffnet. Tote gabs keine, aber viel Verwundete; mir selbst blieb eine Kugel im Brusttuch stecken, und eine andere habe ich aus dem Halsfleische mit den Fingern herausgedrückt. Von unsern 37 Centnern hatten wir blos 15 davongebracht. Aber wir wollten unsere Sache nicht so leicht aufgeben; es wurde beratschlagt, indeß die Gendarmen und Bauern ihre Beute weiterschafften nach Ostheim zu. Als sie dort ankamen, waren wir schon zuvorgekommen und schlossen die Thore und ließen sie nicht hinaus. Als ein Gendarm das Thor öffnen wollte, wurde er niedergeschlagen und nun begann noch einmal die Schlacht, wobei die Ostheimer auf unserer Seite standen. Da gabs Schläg, bis endlich die Waaren

herausgekämpft und auf Seite (in den Gottsacker) geschafft waren; die aber wurden von den Ostheimern wieder gestohlen und in die Häuser versteckt.

Nun wurde ausgeschellt und Alles aufgeboten, die versteckten Schwärzer zu fangen. Ich selber machte mich (= schlich heimlicherweise) zu einem Schuster, zog mich anders an und ging dann selbst mit, um zu fangen. Endlich hieß es, die Ostheimer sollten den verschleppten Kaffee aufs Rathaus bringen; sie brachten nun Säcke bei, aber in dem einen waren Erbsen, im andern Linsen, so daß von 25 nur 9 Centner reiner Kaffee waren.

Weniger gefährlich wars, wo wir 4 Wochen lang von Helmershausen her schmuggelten. Denn da hatten wir einen Gendarmen, das war ein braver Mann! Der drückte die Augen zu und bekam dafür von jedem Schwärzer seine wohlgezählten 24 Kreuzer, die jedesmal in Ostheim ausgezahlt wurden. Um aber die Geschichte nicht auffällig zu machen, mußte doch einmal „abgeschmissen" werden. Es wurde also eine Tracht von wohlfeilen Pascherwaaren zusammengemacht und über Neustädtles geschickt, während 52 Mann mit kostbaren Waaren über Willmars gingen. Der geringe Transport wurde abgejagt und der kostbare ging frei."

Aber auch am hellen Tage suchte man unter allerlei Schlichen hoch besteuerte Waaren einzuschmuggeln. So erzählt unser Veteran: „Einmal hielt ich in Stetten mit 2½ Centner Pulver, wovon nur ½ Centner vermautet, während das andere versteckt war. Da kam einer angefahren mit Kienrußfäßchen und verzollte seine Waare. Der war aber flüchtig, als er seinen Schein hatte. Eine Frau aber hielt ihn auf und wollte um jeden Preis ein paar Fäßchen kaufen. Um nicht Verdacht zu erregen, mußte er einige abgeben, — und siehe da, sie enthielten Seidenwaaren." So wurden alle möglichen Kniffe erfunden, um die Behörden zu täuschen, und nebst dem Gewinn setzten die Pascher ihren Stolz darein, ihre Schlauheit auf solche Weise zur Geltung zu bringen.

Mit dieser romantischen Episode möge dies Kapitel beschlossen werden.

Lebensweise.

Noch mehr als die Beschäftigung bietet die Lebensweise einen Anhaltspunkt zur Beurteilung der Sitten und Gewohnheiten eines Landes. Und hier sind es zunächst drei Fragen, die zu beantworten sind.

I. Wie wohnt der Rhöner?

Den ersten Gradmesser für den Charakter der Leute hat der Fremde vor sich in den Wohnungen. Stolze und behäbige Häuser, mit Vorhängen und Blumen an den Fenstern, sie zeugen von dem Wohlstande und dem Schönheitssinn der Bewohner.

Solche behäbige Häuser haben nur die besseren Rhönthäler, die hohe Rhön dagegen hat keine aufzuweisen. Und doch tritt selbst dort die Armut nicht so grell zu Tage, wie im Spessart, wo die schiefen, wackligen Häuser mit den armseligen Lehmwänden gar so traurig uns anschauen. Hat auch das Haus des Rhöners, auf einer schmucklosen Stein- oder Basaltmauer ruhend, gleichfalls nur Fachwände, so sind sie doch meist auf zwei Seiten mit Wetterbrettern verdeckt. Oder sie sind mit einem Kalkbewurf und Tünche überkleidet, und zwar nach dem Geschmack des Rhöners mit hellen Farben. Die vielfach verschlungenen oder gewundenen, aber immer symmetrischen Balken sind braun oder rot, sehr oft auch hellblau angestrichen, wovon die weißen Felder sich grell abheben; in der Danzwiese prangt sogar ein Häuschen ganz in hellblauem Gewande. Mancher Sinnspruch ziert den Giebel des Hauses; ein solcher in Kleinsassen ist sogar ein Vexirspruch, der je nach Versetzung des Gedankenstrichs doppelten Sinn hat. Er heißt:

Alle Menschen müssen sterben, ich — allein nicht.

Andere Sinnsprüche, mehr oder minder prosaisch, poetisch und biblisch sind folgende:

1) Gegen den Nächsten halte insgemein jene von Gott und der Natur gesetzte Liebes-Regel, welche Billich an jedem Hause mit großen Buchstaben sollte angeschrieben stehn. Waß Du nicht willst, das man Dir thu, daß füg auch keinem andern zu.

2) Großer Gott mit Deinem Segen
Sei in diesem Haus zugegen!

3) Zu Dir ruf ich, Herr Jesu Christ,
Der Du ein treuer Helfer bist!

4) Je länger, je schlimmer,
Besser wirds nimmer.

5) Dies Haus ist mein und ist auch nicht mein; es kommt ein Anderer herein, und 's ist wieder nicht sein.

6) Wir sind die Vögel aller Dingen;
Deß Brod wir fressen, deß Lied wir singen.

7) Der Fuchs der ist ein Hühnerfreund,
Der Fuchsschwanz ist ein Herrenfreund;
Wer den Fuchsschwanz streichen kann,
Der ist gar wohl gesehen an.

8) Allen Menschen recht zu thun,
Ist eine Kunst, die Niemand kann.

9) Dieses Kreuz wär' halb so schwer,
Wenn das böse Weib nicht wär.

10) Ich laß das Sorgen sein, und trinke Brantowein!

11) Hier steh' ich Aff' und gaff';
Die Zeit, daß ich hier steh',
Könnt ich ein Stückchen weiter geh'.[1])

12) Dem Maler einen gebratenen Has,
Dem Leser einen Dreck auf die Nas.

13) Wann der Mißgönner seind noch so viel,
Geschieht doch, was Gott haben will.

14) Titel ohne Mittel seind wie ein Haus ohne Dach.

15) Wo in einem Haus sauber aufgeführt wird,
Da wohnt eine saubere Frau.

Am praktischsten ist der Spruch am früheren Wirtshaus in Roth:

Hier wohnt der Gastwirt Georg Link,
Ein Büttner und ein Brauer flink,
Willkommen bist du lieber Gast,
Sobald du Geld im Beutel hast.

---

[1]) Nr. 9—12 sind jedenfalls dem Humor des „Malers" entsprungen, 11 und 12 sind ein „Utz" für den neugierigen Leser.

Zweistöckige Häuser findet man in den Hauptthälern sehr häufig. Ein Annexum jedes größeren Bauernhauses ist das „Uiszugshüsje", fast unmittelbar angebaut und mit vollständiger Hauseinrichtung; es ist für die Alten bestimmt, die den „Uiszug" nehmen und dann in nächster Nähe, und doch getrennt, ihren selbständigen Haushalt fortführen.

Die Einrichtung des Hauses ist fast durchweg die gleiche. Die Wohnstube mit Kammer ist auf der gegen die Straße gerichteten Giebelseite, auf der andern Seite der Stall. Der Rhöner lebt mit seinem Vieh meist unter einem Dache. Mit wenigen Schritten ist er von der Stube aus im Stalle, beide Thüren münden in den Hausern, so daß er ohne viel Zeitverlust von einer Arbeit zur andern gehen kann, vom Viehfüttern zum Webstuhl und umgekehrt. Auch die Wärme des Viehstalles kommt dem ganzen Haus zu gut, besonders der über dem Stalle liegenden Schlafstube für die Kinder.

In der Wohnstube selbst zieht sich von der Thür zum Ofen ein geplatteter Gang, auf den die Holzschuhe von den Eintretenden gestellt werden, denn auf den Dielen geht Alles „stömpig" (strümpfig). Die eine Ecke der Stube nimmt der massive Eßtisch ein, die andere die große Bettstatt oder der Webstuhl und die dritte der mächtige eiserne Ofen, über dem verschiedene Stangen angebracht sind, die sog. Ofendäuse zum Dörren des Obstes, zum Trocknen des Garnes oder für die Späne, die jetzt nur noch zum Feueranmachen und Pfeifenanzünden verwendet werden, während sie früher allgemein den Beleuchtungsapparat bildeten. Sie wurden dann an einem hohen hölzernen Gestell (Lüchter, Leuchter) befestigt, so daß die abfallende Kohle in ein unten angebrachtes Blech fallen mußte. Späne zu brennen, galt später, als die Unschlittlichter und das jetzt allgemeine Petroleum aufkam, für ein Zeichen allzu großer Sparsamkeit, weßhalb jetzt noch einem „Gizhals" der Name „Spähbrenner" beigelegt wird.

Ganz eigentümliche Wohnungsverhältnisse bestehen in den hochgelegenen weimarischen Dörfern Birx und Frankenheim, besonders in letzterem. Häuser mit Ziegeldach und Schornstein sind eine Seltenheit; Stroh und Moos in der verschiedensten Färbung bilden seit Jahrzehnten eine dichte

warme Decke über dem einstöckigen Häuschen, dessen Insassen in eine oder zwei kleine, schwarzgeräucherte Kammern zusammengedrängt sind. An Thüren, Fenstern und Treppen herrscht das Prinzip des Rokokostils, gerade Linien sind nämlich verpönt. Und wie poetisch! Der Rauch steigt nicht einförmig gerade aus dem Schlot, wie sonst in der Welt, sondern breit und behaglich windet er sich aus allen Ritzen unter dem Moosdach hervor oder spaziert unbehelligt durch Küchen- und Hausthüre. Man bedauert fast, daß das einheitliche malerische Bild durch einige neue Häuschen mit Ziegeldächern gestört wird. —

Zwei große Fehler haben viele Rhöner in ihren Wohnungen. Sie lüften diese zu wenig vom Nacht- und Tages-Qualm, scheuen zu sehr die frische Luft, die ohnedies durch den Staub und Schmutz beim Spinnen und Weben bald vertrieben und in eine ganz unausstehliche Atmosphäre verwandelt wird; auch lieben sie zu sehr die Wärme, so daß mitten im Sommer bei naßkalter Witterung sofort Feuer geschürt wird und so in keinem einzigen Monat der Ofen beschäftigungslos wird. „Am Tage vor Johanni," sagt man, „wird aufgehört mit dem Einfeuern, und am Tage darnach wird wieder angefangen." Die einzige Ventilation besteht bei vielen Häusern in einem Luftloch, das in die obere Stube geht, welche so einen Teil der überflüssigen Wärme empfängt; eine andere Oeffnung ist in der Außenwand, durch welche nämlich die Amsel oder das Schwarzblattl ihren Durchgang haben vom Winter- zum Sommerpalais, weil innen und außen ein Vogelkäfig angebracht ist. Kommt noch dazu, daß junge Gänschen oder Schweinchen, oft beide zugleich, Mitinsassen der Wohnstube sind, da sie besonderer Pflege bedürfen, — dann entwickelt sich ein buntes lebhaftes Leben, da besonders die Kinder sich gern mit diesen zwei- und vierfüßigen Spielkameraden abgeben, aber auch eine Luft, die nur der Rhöner mit seinen starken Nerven vertragen kann. — Dieser Mangel an frischer Luft mag viel beitragen zu der meist bleichen Gesichtsfarbe der Rhöner, obwohl das mehr noch auf Rechnung der Ernährungsweise zu schreiben ist, von der wir nunmehr handeln.

II. Was ißt und trinkt der Rhöner?

Der Rhöner ist vorzugsweise Vegetarianer, aber nicht aus freier Wahl. In den ärmeren Dörfern am Kreuzberg ist Kartoffel und Milch die Hauptnahrung. So lange es „Erdäppel" gibt, leidet der Rhöner keine Not; in allen Formen weiß er sie zu verwerten. Sie bilden in den ärmsten Orten sogar den Hauptbestandteil des Brodes, das nur soviel Mehl enthält, um den Kloß in den Ofen bringen zu können. Am Morgen sind gesottene Kartoffeln die Zuspeise zur „Brüh"; am Mittag bilden sie als Klöße die Hauptmahlzeit und abends gibt es nichts Pikanteres als gestoßene „Zämmeta" zur kalten Milch.

Eine zweite Hauptnahrung ist das Kraut (Kruit, Kräut), aber meist ohne die dazugehörigen Schweineknöchl, ohne Schinken und Riemenfleisch; Butter oder Buchelöl muß das Fleisch ersetzen. Die von Jäger geschilderte Sitte, das Kraut in Löchern, die mit Steinen ausgemauert sind, einzumachen (Lochkraut), besteht heute noch in einigen Dörfern und wird von Kennern dieser Lieblingsspeise durchaus nicht verworfen.

„Flaisch und Wörscht" sind dagegen zu Haus in den Rhönthälern, kommen aber doch nur in wohlhabenderen Häusern wöchentlich einigemal auf den Tisch, und im Ulstergrund sorgen die Judenmetzger von Tann und Wüstensachsen, die teilweise mit Hundsfuhrwerk[1]) kutschieren, für ein Kuh- oder Ochsenfleisch am Sonntag.

Einen eigentümlichen Namen hat man in der Hinterrhön für unseren „Schwartenmagen", dort heißt er „Schwartegönder" oder blos „Gönder". Am Tage des Flurgangs, sagte man mir, da werde in jedem Haus der sog. Flurgönder oder die Flurwurst verzehrt; und richtig, als ich in Dipperz ein vierjähriges Maje fragte: „Annemieche, bas hatt ihr dann gässe?", lautete die Antwort in einem unnachahmlichen Tonfall: „Nuidl und a klai' Gönderje."

Dem Backwerk ist der Rhöner nicht feind; kommen nach Tisch Kräppel oder Köchle, Plaaz (in allen Abarten als

---

[1]) Auch eine Spezialität der Rhön, überhaupt ärmerer Gegenden.

Darm-, Daum-, Brod-, Speck-, Zwiebel- und Käseplatz), Jse-kuchen oder Daitscher[1]), dann ist er auch mit der einfachsten Vorspeise versöhnt, ja sie können im Verein mit Huitzeln ihm als vollständige Mahlzeit dienen. Nur wenn das Schmalz gar zu sehr gespart ist, dann meint er spöttisch, „ihr ha't hüt au wieder mit Huitzelbrüh geschmälzt.“ Ist er eingeladen und er legt seinen „Läffel“ bei Seite, so dankt er auf weiteres Zureden nicht mit den prosaischen Worten „ich bin satt“, sondern „ich senn vergnügt“; ist er aber unter seinesgleichen oder hat ihm etwas nicht besonders gemundet, so sagt er: „Nu senn ich das Käue müd“. —

Der Kaffee als Frühstück hat sich seit Jahren allgemein eingebürgert; in den besseren Häusern ist er selbst nachmittags gebräuchlich. Die Armen begnügen sich mit einem sog. Kaffee von Runkelrüben, welche in kleinen Würfeln geschnitten, gedörrt und gemahlen und mit etwas Kaffee vermischt werden. Zum Vesperbrod wird den Kindern und Dienstboten das „Waichgezük“, d. i. süßer Käse mit Rahm angemacht (Koppeles- oder Mattenkäs).

Kommt Besuch ins Haus, so steht sofort die hart geräucherte Rhönerwurst, ziemlich fett und scharf, auf dem Tische, zugleich mit dem „Kännje“ Schnaps.

Wir ständen somit beim Nationalgetränke des Rhöners, das ihm zugleich den üblen Ruf eines „Schnapssüffers“ gebracht hat, wenns auch, wie es der eingangs erwähnte Rhönschilderer thut, etwas zart mit den Worten bezeichnet wird: „Ein besonderer Zug ist die Vorliebe zum Branntwein; fünf bis sechs Kännchen trinkt ein Bursche leicht in der Schenke; kostet das Kännchen doch nur drei Kreuzer, während das Seidel Bier vier Kreuzer kostet.“[2]) Auch in der Hildburghäuser Dorfzeitung wurde unlängst das alte Geschichtlein wieder aufgetischt: „Man erzählt von den Rhönbewohnern, daß sie ohne Unterschied des Alters den Schnaps mit Brod vermengt mit

---

[1]) Datsch (auch Dotsch) = Platz; fränkisch Dätscher, altbayer. Datschi.

[2]) Letzteres war weder damals noch ist es heute richtig, da die Rhönerwirte durchweg das Seidel Bier, und zwar unverfälschtes gesundes Gebräu, um 10 Pfennige schenken.

Löffeln aus der Schüssel essen, wie wir etwa unsere Schnippeles-d. i. Kartoffelsuppe verzehren.“ Vorher muß der Referent allerdings zugestehen, „freilich auf unsern (Thüringer) Bergen, wo Not und Armut herrscht, da muß auch der schlechteste Fusel, wenn auch nur auf kurze Zeit, seine Schuldigkeit thun.“ Ich dächte, nordwärts der Rhön brauchte man über die Rhöner Schnapstrinker nicht die Nase zu rümpfen; denn gerade dort ist die Heimat des Fusels, der den früheren reinen Korn- und Zwetschgenschnaps verdrängt hat. Um ja nichts zu verschweigen, könnte man auch anführen, daß man den Rhöner Müttern die barbarische Unsitte zur Last legt, sie tauchten sogar den Schnuller, mit dem sie ihre Kleinen beschwichtigen, in dies Nationalgetränke, und sie hätten als Wöchnerinnen stets die Schnapsflasche neben sich am Fenster stehen.

Wie sieht es nun in Wirklichkeit aus?

Ja, es wird durchschnittlich viel Schnaps getrunken in der Rhön; aber wenn es auch in jedem Dorfe ein paar Bursche oder Männer gibt, die den Schnaps gerne trinken, so gibt es doch eigentliche Säufer nicht mehr als anderswo. Rührend war die Klage eines alten Mütterchens, die mir sagte: „ich hon a rächt Kröüz mit mi'm Sylväster; sonst eß ha ja rächt o'adentlich, äwer ha trenkt 'n Schnaps a beßja gärn.“ Ihm gegenüber drückte sie sich schon etwas derber aus, indem sie sagte: „Du bist 'n rächter Sufflapp!“ Wer einmal einen Winter in der Rhön durchgemacht hat oder auch einen heißen Sommer, der wird bald die Wirkungen eines guten Schlückchens an sich selbst erfahren und wird dann die bekannten Worte unterschreiben, die auch im Fremdenbuch auf dem Kreuzberg zu lesen sind:

Des Morgens früh der Schnaps ist gut,
Desgleichen zu Mittage,
Wer abends nur ein Schlückchen thut,
Bleibt frei von jeder Plage;
Hingegen soll der Branntewein
Um Mitternacht — nicht schädlich sein.

Unter den vielen Sprüchen, die der Rhöner bei feierlichen Gelegenheiten zum besten gibt, hat er auch einen auf sein Lieblingsgetränk, der also lautet:

O Brantewein, du edler Geist,
Ich sage dir, daß du mir in den Kopf nicht steigst;
Steigst du hinein und schlägst mich nieder,
So steig ich auf und sauf dich wieder;
Und nun soll dies deine Strafe sein:
Du mußt marschieren zu diesem Loch hinein.

Der feierlichen Verkündigung folgt natürlich sofort die Vollstreckung des Urteils.

Der Rhöner begehrt übrigens nie einen Schnaps im Wirtshause, sondern nur „a halb Kännje", oder „a Wörsje", oder „'n Korze", vielleicht auch einen „Kulam". Der Fuhrmann, der Kutscher, der Jäger, der Gendarm, der Postbote — sie trinken alle ihren Schnaps; bei „Wenkof", bei Taufen und ärmlichen Hochzeiten vertritt er die Stelle des Weines.

Ein Element, das die Verbreitung des Schnapses befördert, darf nicht unerwähnt bleiben. Von mehreren Seiten wurde mir versichert, daß die Juden bei ihren Handelschaften ein Fäßchen Schnaps (von 5 Liter an) einbedingen, das sie dem Bäuerlein zum Haustrunk liefern. Bei diesem ersten und kleinsten Fäßlein aber bleibt man nicht stehen, denn die Bequemlichkeit, seinen Trunk sofort zur Hand zu haben, ist gar zu angenehm, und die Zahlungsbedingnisse sind im Anfang gar günstig gestellt; aber mit der Vorliebe für den Hausschnaps wächst die Schuld und die Geldverlegenheit, und bald hat der Jude das Bäuerlein, das durch den Schnaps gerade auch nicht gescheidter und vorsichtiger wird, da, wo er es haben will. Auch mit großen Fleischrechnungen wird es in ähnlicher Weise getrieben.

Die meiste Reaktion gegen den Schnaps macht das Bier. Wo es freilich mehrere Tage läuft, da wird der erhitzte Wanderer oder durchfrorene Arbeiter eher zum Schnapse greifen, der mit einem Stück Schwarzbrod eine ganz andere Wirkung hat; wo aber, wie von Bischofsheim bis Fulda, in fast jedem Dorfe eine Brauerei besteht, da tritt der Schnaps zurück und er wird nurmehr zur Abkühlung *vor*gesetzt, oder zur Verdauung *drauf*gesetzt, welch Letzteres selbst hierzuland nicht schaden könnte.

Großer Abbruch wurde auch gethan dadurch, daß die Privatbrennereien, welche die Bauern hatten, der hohen Steuern wegen ihren Betrieb einstellen mußten; damals war es nichts

Seltenes, daß das Schnapsfäßlein allzeit auflag und fleißig benützt wurde. In einem Dorfe, wo es kein Bier gab und wo auch der Schnaps „a beßja gärn" getrunken wurde, da thaten sich mehrere zusammen und ließen sich ein Fäßlein kommen. Heute noch sehe ich das alte Weiblein von 70 Jahren, wie es wöchentlich einigemal über den hohen Berg keuchte, in ihrer Kötze das Fäßlein schleppend, und auf mein Befragen, warum sie sich so plage, voller Nächstenliebe antwortete: „Bann ech net komm, bas monn se dann o'fang? da hon se ja nüscht ze trenka." Dafür erhielt sie auch von den Hildersern, welche sie passieren mußte, den poetischen Namen „die Schnapspost".

Doch trifft man hie und da auch manchen, der das Schnapstrinken verredet, und dann das Gelübde auch gehalten hat bis ins hohe Alter, so daß er keinen Tropfen Schnaps mehr verkostet trotz aller Anfechtungen.

III. Wie kleidet sich der Rhöner?

Wie in der übrigen Lebensweise, so ist er auch in der Kleidung einfach und bescheiden; die Not lehrt's ihn.

Vor allem hält er fest an der schönen Sitte, die unsere Vorfahren vor tausend Jahren hatten, daß er die meisten seiner Kleider selbst verfertigt. Nicht blos die Leibwäsche, sondern auch das Tuch zu Hosen und Jacken, zu Rock, Mieder und Schürzen geht aus den spinnenden und webenden Händen des Rhöners hervor; es ist dies das sog. „Beidermang", nämlich Leinen-Zettel und Wollen-Einschuß, welches hell- und dunkelblau, grau, grün, lilla gefärbt, einfärbig und mit Mustern, auch zum Sonntagsgewand dienen muß. In Tann ist sogar eine Fabrik, in welcher getragene Wollwaaren wieder verarbeitet und gewebt werden und so ein zweites Stadium durchmachen.

Die Farbe der Kleider ist meist dunkel, grau oder blau; nur auf dem Kopfe liebt die Rhönerin einen bunten „Schleier", so wird nämlich das Kopftuch genannt. Die Hauben mit den schwarzen Morébändern, wie sie jetzt noch in Oberhessen üblich, sind aus der Rhön verschwunden; auch der „Potsch", ein

nur für Jungfrauen bestimmter Kopfputz, gehört nurmehr der Erinnerung an.

Die Buntfarbigkeit der Kopftücher kann man besonders an den Wallfahrtsfesten auf dem Kreuzberge bewundern. An Zierraten und Schmucksachen ist bei der Rhönerin nichts zu sehen, selbst nicht an hohen Festtagen; statt dessen nimmt das Frauenvolk seinen „Zwieck“ mit zur Kirche, d. i. einen Blumenzweig oder ein einfaches Sträußchen.

Die Frauenkleider sind in der Hinterrhön und in den Thälern, wo sie ohnedies ganz den bekannten städtischen Anflug haben, lang, bis auf die Knöchel reichend; nur in einigen Dörfern der Vorderrhön trägt man die bekannten kurzen Röcke, die kaum das Knie bedecken und dann die blauen und weißen Strümpfe sehen lassen. An Werktagen tragen sie „Bei'hose“, d. h. Socken, welche bis zu den Knöcheln reichen und die Füße bloß lassen. Aus dem fast viereckig ausgeschnittenen Mieder schaut das schneeweiße Fürtuch vor; schmale weiße Spitzen umsäumen oft den Ausschnitt.

In der weimarischen Rhön, in Städtchen und Flecken, trägt das Frauenvolk, groß und klein, wenn sie über die Gasse gehen, ein kattunenes mit Kragen versehenes Mäntelchen, welches die sonst ärmliche Kleidung schamhaft bedecken muß. Was schon Jäger erwähnt, daß in protestantischen Dörfern die Frauen meist dunkle Kleider und Strümpfe tragen, wird heute noch beobachtet; dazu kommen in manchen Orten die breiten schwarzen Schnüre an den Schuhen.

Beim jungen Mannsvolk ist die plumpe Bauernkappe längst verschwunden und das runde, schmalkrempige Hütchen allgemein geworden. Alte Männer sieht man noch mit den früher üblichen Kniehosen, blauen Strümpfen und Schnallenschuhen, und mit dem langen „Motze“.

Das hat auch Anlaß gegeben zu einem Rhönerscherz, der früher den Fremden aufgetischt worden. „Droben in Abtsrod“, so erzählte man ihnen, „war der alte Wirt ein ganz kurioses Männlein; der hatte nie eine Hose an, und schämte sich auch nicht, vor all seinen Gästen so zu erscheinen“. ‚Ah, das ist nicht zu glauben, das wäre doch zu stark.‘ „Das ist sicherlich wahr, und auch leicht erklärlich“, heißt es entgegen, „er hatte eben nur „a Hösje“ an. Den breitkrempigen Hut mit

etwas herabhängenden Schnüren findet man sehr häufig noch im Geiseramt.

In der hessischen Rhön sind bei jung und alt die blauen Kittel in der Mode, wie sie die Händler tragen, selbst als Sonntagsgewand und beim Kirchgang. Zu letzterem erscheinen die von den zerstreuten Dörfern und Gehöften kommenden Bauern alle mit Stöcken bewaffnet, die dann außen an der Kirchenmauer lehnen oder in den Fugen und Ritzen derselben aufgehängt werden und trotz ihrer Einförmigkeit alle wieder zu ihren Herrn gelangen. —

Ohne unserem späteren Urteile über den Charakter der Rhöner vorzugreifen, können wir jetzt schon sagen, daß wir, was Beschäftigung und Lebensweise anlangt, in der Rhön einen ganz eigenen Menschenschlag finden, der sich wohl nicht an Glücksgütern mit den Bewohnern des Flachlandes messen kann, der aber gerade durch den Kampf mit der Not des Lebens sich in einer gewissen Einfachheit, Natürlichkeit und Kraft erhält, die jenen abgeht, ohne dadurch an Ausbildung des Geistes und des Gemütes einzubüßen, wie uns die weiteren Vorträge belehren werden. Der alte Jäger schließt seine desfallsige Betrachtung mit der Behauptung, daß noch heutzutage der Zustand der Rhöner dem Bilde sehr nahe komme, welches einst Tacitus von den alten Deutschen entworfen hat, ein Zeugnis, dessen sich die Rhöner nicht zu schämen brauchen.

Zweiter Vortrag.

Sitten und Gebräuche der Rhöner.

Gehalten am 14. März.

Als ich das erste Mal vor Sie trat, um Ihnen ein möglichst vollständiges Kultur- und Lebensbild der Rhön d. i. seiner Bewohner vorzuführen, da habe ich mir angemaßt, mich mit einem Künstler zu vergleichen, was nämlich die Wahl des Stoffes und die Anlage des Bildes anlangt.

Heute möchte ich mich entschuldigen wegen einer Eigenschaft, die dem Künstler gewöhnlich anhaftet bei der Ausführung seines Werkes, und das ist diese. So lange er das Bild in seinem Atelier stehen hat, wird er nicht fertig damit. Er bessert und feilt Tag für Tag. Da und dort ist noch ein Pinselstrich nötig, um Licht und Schatten besser zu verteilen, manches muß ausgemerzt, manches beigefügt werden. So ging es mir bei meinen Rhönbildern. Zug um Zug stieg entweder in meiner Erinnerung auf oder wurde mir von meinen Rhöner Freunden[1]) mitgeteilt.

Soll ich mich auch entschuldigen, daß mancher derb-realistische Zug in diesen Bildern sich findet? Nein; entschuldigt sich doch auch der Künstler nicht, wenn er die Menschen malt so wie sie sind, mit zerrissenem Kittel, mit struppigem Haar und schwieligen Händen, je nachdem solches in der Wirklichkeit vorkommt.

---

[1]) Wenn ich unter diesen einen Unterschied machen darf, dann muß ich als meinen eifrigsten Gehilfen Herrn Pfarrer Hohmann von Batten bezeichnen und seiner dankend erwähnen; viele Pinselstriche, und nicht die schlechtesten, rühren von ihm her. Er ists auch, dem überhaupt der Kirchenbau in Seiferts zu verdanken ist.

Es ist ein langes Kapitel, das wir beginnen, das Kapitel von den Sitten und Gebräuchen der Rhöner. Einiges mußte schon bei der Beschäftigung und Lebensweise geschildert werden, wird aber gelegentlich nochmal erwähnt, wo es nötig ist zur Vollständigkeit des Bildes. Die Quellen, aus denen ich schöpfte, waren meine eigenen Erlebnisse, die Erzählungen der Alten und alte Aufzeichnungen, die ich da und dort entdeckte.

Um eine gewisse Ordnung und Uebersicht herzustellen, schildere ich vorerst jene Sitten und Gebräuche, die sich an die Familienfeste oder Familienerlebnisse anschließen, sodann jene, welche das weltliche und kirchliche Festjahr mit sich bringt.

Wollen wir den Rhöner gründlich kennen lernen, dann dürfen wir ihn nicht blos bei der Arbeit und im alltäglichen Gang des Lebens beobachten, sondern wir müssen ihn aufsuchen im geselligen Kreise, wo er die Not des Lebens zu vergessen sucht, wo er neue Kräfte und besonders neuen Mut zur harten schweren Arbeit sammelt. Er läßt sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen, die es ihm ermöglicht, Besuche zu machen oder zu empfangen, Gastfreundschaft zu üben oder in Anspruch zu nehmen, ein Fest mitzufeiern, überhaupt die Geselligkeit zu hegen und zu pflegen.

Das zeigt sich vor allem bei seinen

Familienfesten.

Hier liebt es der Rhöner, die „Fröündschaft" möglichst zahlreich um sich zu sehen, auf daß sie Freud und Leid mit ihm teile.

Das erste Familienfest, das verhältnismäßig am stillsten begangen wird, aber manche eigentümliche Gebräuche mit sich bringt, ist

die Taufe („Taufet").

Vor allem gilt es, für den jungen Weltbürger einen geistlichen Beistand, einen Paten („der Döth [1]), die Döthe") zu finden und ihn um „das christliche Werk" anzusprechen, ein ziemlich schwerer Gang, da der Gevatter gar manche Verbind-

[1]) Unter den verschiedensten Schreibweisen ist diese am geeignetsten, um die Länge des Vokals auszudrücken.

lichkeiten eingeht, welche nach Sitte und Herkommen unweigerlich zu erfüllen sind.

Die Sitte, welche beim Gevatterbitten herrschte und welche schon Jäger [1]) erwähnt, besteht heute noch. Wenn der Bittsteller ins Haus kommt, so muß die Frau Gevatterin sofort eine Aufwartung machen, gewöhnlich „Oier oisschlöh'“.

Etwas umständlicher aber ist der Brauch, vierzehn Tage lang die Gevattersuppe der Wöchnerin zu bringen; das letzte Mal muß sie besonders reichlich ausfallen, so daß meist die Kötze herhalten muß, um Kuchen, Kräppel u. dgl. zu transportieren.

In der alten Zeit freilich ging es beim Gevatterbitten etwas feierlicher zu. Ich fand in einem alten Heft (1716), in welches sich ein ehrsamer Weber seine Webmuster, Gebete und Hausmittel zusammengeschrieben hatte, folgende

Ladung zur Tauf.

„Es hat Gott der Allmächtige aus großer Gütigkeit mir und meiner Hausfrauen ein jungen Erben bescheert, als nemlich ein Jung (Knabe). Dieweil aber dasselbig Kind in Sünden empfangen und geboren, und durch kein anderes Mittel kann geholfen werden, als durch das heilig Sakrament der Tauff und einen christlichen Namen, so bin ich dann erstlich gewesen bei dem Herrn Pfarr als geistlichen Diener der Kirchen und hab Ihn angeredt um die heilige Tauf; so hat er mir dasselbige unabgeschlagen. Dieweil aber solches nit geschehen kann ohne guter und frommer Leut Hülf, so ist dann mein sehr freundliches Bitten an Euch und euere getreue Hausfrauen, daß Ihr doch wollet so gut sein und eueren Sohn (ew. Tochter) wollet lassen erscheinen in der christlichen Kirchen, allda das Kind bei dem heil. Sakrament der Tauf helfen fürtragen zum Heil seiner Seel, und einen christlichen Namen mittheilen, und daß es mit dem heiligen Blut Christi möge abgewaschen werden und in das Buch der Lebendigen möge geschrieben werden. Dies ist mein größte Bitt an Euch. Wann euere Bitt einmal an mich gelanget, so will ich auch wieder das Best thun.“

---

[1]) Briefe über die Rhön, 3. Teil. S. 1.

Zur Taufe selbst geht es in festlichem Zuge und zwar „paarweis“, woran außer dem Vater des Kindes, dem Paten und Kerzenträger nur Frauen aus der Verwandtschaft sich beteiligen.

Ein besonderes Augenmerk wird auf den Namen gelegt, den das Kind erhalten soll. In manchen Orten liebt man es, den Kindern zwei Namen beizulegen, die dann auch beide gesprochen werden. So gibt es in der Rhön ungezählte Hanjosef, Franz-, Michel- und Jörgjosef, Franzkarl und Hannamm, Hanoed oder Hansoed (Johann Adam); deren Schwestern aber heißen Mibar, Mikathrei, Miann und Marjann (Mi = Maria), Anna-, Eva-, Lisebar (Bar = Barbara).

Noch eher aber verstehen sich die Rhöner dazu, auf Anraten ihrer Geistlichen den Kindern ungewöhnliche, „schöne“ Namen beizulegen, was bei den oft gleichlautenden Familiennamen auch praktischen Wert hat. So kommt es, daß eine Angelika oder Juliana hinter dem Webstuhl sitzt, während Hyacintha und Rosamunde den Stall besorgen; die Flora und Florentine sitzen am Spinnrad, während Eugenia und Aurelia in der Küche hantieren; eine Beatrix aber mit der Serafina ist verurteilt, das Vieh zu hüten, indeß die Sidonia mit der Maja und Priska als Schnitterinnen nach Franken gehen. Manche unserer Damen, die mit dem einfachen Namen „Barbara“ behaftet sind, könnten die Rhönermädchen beneiden, daß sie die schönen deutschen Namen Bereswinda, Edeltrud, Lioba, Luitgardis, Adelgundis, oder die anmutigen Lorette, Rosette und die hochtönenden Eleonore, Constantine, Liboria und Lidwina tragen. Bei den Knaben sind sowohl die lateinischen und klassischen — Alexander, Cäsar, Hannibal, Oktavian, Angelus, Basilius, Processus, als auch die deutschen — Bärwald, Lothar, Robert, Sigismund vertreten; sogar ein Napoleon und ein Deogratias findet sich. Auch der Name des bekannten Fulder Abtes Sturmius kommt häufig zu Ehren. Manche müssen sich freilich eine arge Verstümmelung gefallen lassen; so wird der Polykarp nur Bonekar gerufen und aus dem Ubald wird manchmal ein Unbald. Alttestamentliche Namen — Daniel, David, Salomon, Zacharias sind durchaus nicht ungewöhnlich. Auch der Humor des Pfarrers hat schon

beim Namengeben mitgespielt; so heißt z. B. ein Rhöner Homobonus Gutmann.

Selten wirds vorkommen, daß sich jemand weigert, den vorgeschlagenen Namen anzunehmen. Einmal geschah es in folgender drastischen Weise. Der Döth heißt Johannes und will auch den Kleinen so genannt haben. Als es nun zur Frage kommt, „Ferdinand willst du getauft sein?“, da erfolgte die energische Antwort: „Na, ech well net, Johannes eß sein Nam'.“ Und so zum zweiten Male, worauf der beleidigte Döth zur Hebamme sagte: „Sappremeuts Meigelsels, da hast de dei Keind“ und sich entfernen wollte.

Der **Taufschmaus** (Kindszeche, auch kurzweg Taufet) richtet sich nach den Verhältnissen des Hauses. Bei den Armen thuts ein Kaffee und ein Trunk Schnaps; in den besseren Häusern wird die Feier bis in den Abend ausgedehnt, wobei leicht ein Fäßchen Bier daraufgeht. In Hilders und Wüstensachsen mußten in alter Zeit gleich den Hochzeiten auch die Kindszechen der zugehörigen Dörfer im Gasthaus gehalten werden, wobei das Quantum Bier oder Wein, das jedem Teilnehmer gereicht oder doch von ihm bezahlt werden mußte, genau bestimmt war. Es heißt nämlich in dem sog. „Bannrecht“ also: „Solche (Tauff) wird und muß gleich der Hochzeit im Wirthshaus gehalten. Dergestalten müssen sich die dazu geladenen Freund und Gäst, wie sie sich in dem Gottshauß bei der Tauff versamblet, sämbtlich mit dem vorangehenden Gevatter und Kindsvatter in das Wirthshaus verfügen, und zur gemeinen Zech ein Mann und junger Gesell eine Maß Wein oder zwei Maß Bier, eine Frau und Jungfrau aber halbsoviel dem Wirth auflegen. Zu dieser gemeinen Zech muß der Gevatter sowohl als der Kindsvatter 6 Maaß Bier oder 3 Maß Wein, mit einander 6 Maß Wein oder 12 Maß Bier auflegen und denen geladenen Gästen zum Besten geben. Worzu auch noch allezeit freiwillige Verehrung geschehen; wenn dieß nun Alles verzehrt, steht jedem frei, umb sein Geld nachzuzechen oder nicht, so das gemeiniglich geschieht.“

Vielleicht stammt aus jenem alten Brauch die noch herrschende Sitte, der zahlreich geladenen Freundschaft ein reiches „Traktament“ zu geben; es kann hiebei vorkommen, daß in

der schönen Stube lustig fortgegessen und getrunken wird, während drüben in der Kammer der Held dieser Feier bereits das Zeitliche gesegnet hat.

In ersterem Orte ist vielfach Neigung vorhanden, bei jeder aufstoßenden Gelegenheit eine Festlichkeit zu arrangieren. Eine sehr selten vorkommende Feier, die deshalb nicht still vorübergehen darf, ist die Hebammenwahl, wobei die Frauen, stolz auf das Wahlrecht, das sonst nur den Männern zukommt, sich auch gütlich thun und über die Schnur hauen. Sie kaufen sich ihr Fäßlein Bier, wenn es ihnen nicht dediciert wird, sammeln Geld, um die Erkorene mit einem Halstuch zu beschenken und begleiten sie am Abend in militärischem Schritt nach Hause, wobei vielleicht eine „stömpig“ vorausmarschiert und den erhobenen Pantoffel als Taktstock benützt, das angestimmte Lied zu dirigieren. An diesem Tage ist der Spieß einmal umgekehrt, es sitzt der Mann zu Haus und wartet auf die Frau. Dies Vergnügen gönnt ihr aber der Mann von Herzen, denn es kehrt manchmal erst in 20 Jahren wieder.

In welcher Weise die guten Beziehungen zwischen dem Paten und Patenkind und dessen Familie gepflegt werden, werden wir später bei anderen Gebräuchen ersehen. Es ist und bleibt ein wirklich geistliches Band, das alljährlich bei gewissen Gelegenheiten, sowie bei jedem freudigen und traurigen Familienereignisse erneut und befestigt wird; der Döth gehört zur „Fröündschaft“, gleichsam zur Familie.

Das feierlichste aller Familienfeste ist

die Hochzeit,

Huichzig, Huehzet oder Huizig genannt in den einzelnen Dörfern; an dieselbe knüpfen sich manche noch ganz zähe festgehaltene Gebräuche.

Da zum Heiraten nach altem Sprüchwort zwei gehören, so ist notwendig das Erste, daß sich diese zwei zusammenfinden. Gewöhnlich bedarf es keines Unterhändlers oder Schmusers, der nur selten etwas zu verdienen bekommt. Noch seltener wird jener Fall vorkommen, daß der Vater gefragt wird, „No, Kößje, baröm wird euer Maje net ehlich?“ — und die Antwort gibt, „ja, ich lenn ehr nüscht in Wähk, äwer se hat noch kain Gägestahnd.“ So komisch auch die Rede sich anhört, so

entspricht sie doch ganz genau der etymologischen Bedeutung des Wortes, insofern es ein zweites außer uns stehendes Wesen bezeichnet, das uns entgegentritt und unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Eine zweite Station ist die „Hingabe“ oder Verlobung, welche in früheren Zeiten unter Beteiligung des Lehrers und der Verwaltung gehalten wurde, da die Aussteuer oder Gutsabtretung und hauptsächlich der „Uiszug“, das ist das Reichnis an Geld und Naturalien, das sich die gutsabtretenden Eltern ausbedingen, festgesetzt und protokolliert wurde. Die Förmlichkeit ist nunmehr weggefallen, die Hauptsache aber, die Besprechung, ist geblieben und wird nach wie vor mit einem Imbiß und Trunk bekräftigt.[1])

Nach der „Hingab“ wird die Sache sofort öffentlich bekannt, und nun kommt ein strenges Sittengericht. Hatten die Verlobten schon irgend welches Verhältnis im Dorf angeknüpft, oder hat man gegründeten Verdacht, daß sie den Ehrenkranz nicht mehr verdienen, — dann dürfen sie sich innerhalb der nächsten Wochen auf die übliche Strafe gefaßt machen.

Im ersteren Falle, und hier ist es zugleich ein Spott für die Sitzengebliebenen, hat man eine zweifache Prozedur.

Das erste ist das Knottenstreuen. Es werden nämlich vom Hause der Verlassenen bis zum Hause des Untreuen Knotten gestreut, das sind die Hülsen der Leinbollen, welche nach dem Ausdreschen des Leins als unnütze Waare in einer Ecke liegen. Die Arbeit geschieht unter dem Schutze der Nacht und frühmorgens weiß es das ganze Dorf, „däm senn Knotte gestreut worn“. Sie liegen in Pfadbreite ganz regelmäßig da, diese stummen Ankläger und heben sich besonders schön ab von der weißen Schneedecke; wegblasen lassen sie sich nicht, wegkehren auch nicht, denn der Weg ist gar lang, und so

---

[1]) Die Sitte, Verträge durch einen Imbiß zu bekräftigen, ist uralt. Man nannte das einen „Weinkauf“ und die dabei zugezogenen Zeugen „Weinkaufsleute“. Insbesondere bei Verlobungen und Eheschließungen wurde auf das Hochzeitsmahl zuweilen ein solches Gewicht gelegt, daß die Ehe ohne dasselbe nicht als geschlossen angesehen wurde. Ein bezeichnendes Beispiel findet sich in dem Gedicht „Erek“ von Hartmann von der Aue.

bleiben die Spuren davon tagelang sichtbar, bis endlich mit ihrem Verschwinden auch das Gerede der Leute verstummt.

Die zweite Art besteht darin, daß man der betrogenen Partei eine Spottfigur vors Haus setzt, dem Burschen eine „Kötzefra", dem Mädchen den „Kötzema", und zwar auf das Dach des gegenüberliegenden Hauses, so daß die Verspotteten sie im Auge haben. Ich habe selbst einmal eines schönen Sonntags den „Kötzema" auf einer alten Ulme stehen sehen, auf das Haus der Betreffenden hinschauend, und das war gerade am Kirchenwege, wo alle Leute vorüber mußten.

Für das andere aber, den Verlust des Ehrenkranzes, hat man folgende Strafe. Es wird nachts ein Waschseil über den Hof gezogen und auf dasselbe hängt man alle möglichen Dinge, welche Anspielung und Spott zugleich enthalten, z. B. Kinderzeug. Hierauf wird „der wilde Jägerstanz" aufgeführt, es erhebt sich ein Heulen, Pfeifen, Händeklatschen u. dgl., daß mans im halben Dorfe hört. Dann heißt es sofort: „däre eß hüt geklitscht worn."

Noch empfindlicher und wirklich boshaft ist die Strafe für den erwähnten Fall, sofern die Betreffende in der Kirche nicht aus dem Jungfrauenstuhl wegbleiben will. Nichts ahnend geht sie eines Sonntags zur Kirche und will wie gewöhnlich auf ihren bisherigen Platz. Da fliegt auf einmal, während sie mitten im Gang ist, von der Emporbühne aus der Reihe der Burschen ein Schnuller herab und fällt ihr vor die Füße. Die Aufregung bei der Gekennzeichneten und im Publikum ist natürlich eine ungeheure; dieser Akt der Volksjustiz war nur früher möglich, wo man nicht wagte, gegen den Exekutor eines solchen Urteils, sofern man ihn kannte, gerichtlich vorzugehen. Diese zwei Arten von Volksjustiz sind jetzt fast ganz abgekommen; man begnügt sich jetzt mit dem Streuen von „Häckerling", was entehrender ist als das Streuen von Knotten, da das letztere blos das Bestehen einer heimlichen Liebschaft bezeichnet.

Die Wogen der Volksstimmung haben sich meist schon gelegt, bis die Verlobung durch die Ausrufung von der Kanzel definitiv bestätigt wird; nun ist nichts mehr an der Sache zu ändern.

Hier will ich einflechten eine ganz sonderbare Ausrufung, wie sie einmal der alte P. Robert von Hilders vornahm. Das war ein ehrwürdiger Kapuziner, der nach der Säkularisation in seinem Geburtsorte lebte, überall Aushilfe leistete, und der in seiner derben, originellen Weise manche heitere Stückchen lieferte, abgesehen von jenen, die man dazu erfunden hat. Einst hielt er Gottesdienst in S. und sollte hiebei eine Ausrufung vornehmen. Alt und „tapplich", blättert er lange, ohne sie zu finden; da ruft er ärgerlich in seinem Dialekt: „Nu soll ich Ein' uisruf und feng (finde) ehn net. Der Hütte-Hanamm eß es; er well wie'r ählich wär' und kriegt ei' von Brann (Brand), es werd öüch scho' bewußt sei!"

Daß das Geschichtlein wirklich wahr sei, habe ich von dem Bräutigam selbst gehört, der inzwischen ein alter Mann geworden. Von den vielen anderen Stücklein des P. Robert will ich nur eines noch anführen. Bei einem feierlichen Gottesdienste wollte er auch ein hochfeierliches Ite missa est singen; aber es fiel aus wie gewöhnlich — sehr kräftig aber höchst unmusikalisch. Da drehte er sich um, ganz unzufrieden mit sich selbst und brummte halblaut: „Das waar wieder emahl nischt."

Eine wichtige Angelegenheit, die vor der Hochzeit geordnet werden muß, ist die Ausstattung des Brautwagens. Das erfordert große Umsicht und Geschicklichkeit, alles so zu ordnen und zu richten, damit der „Bruitwö'a" stattlich ausfällt und die Aussteuer sich im schönsten Lichte zeigt, es ist ja eine öffentliche Ausstellung der Aussteuer. Der mächtige Leiterwagen ist vor allem ganz mit dem feinsten und längsten Flachs angefüllt, der durch die Leitern sichtbar ist. Darüber folgt der kunstvolle Aufbau des Hausgerätes, dessen Glanzpunkt das stattliche, vollständig aufgeschlagene Bett bildet. Zu oberst prangt das Symbol der Frauenarbeit, das Spinnrad; der von rotseidenen Bändern umwundene riesige Rocken ist von den Kamerädinen der Braut gespendet. Diese selbst sitzt stolz und freudestrahlend neben dem Bräutigam auf der bunt angestrichenen Truhe. Fuhrmann und Pferde, selbst die Peitsche, sind mit dem „Zwieck" aus künstlichen Blumen geschmückt; ab und zu wird von den Burschen „gehemmt", und das Braut-

paar muß sich durch Spendung eines Trunkes auslösen. So geht es in die neue Heimat, in welcher gleichfalls der Brautwagen als Gradmesser für die „Tüchtigkeit" der Braut gilt.

Das nächste Geschäft ist das Hochzeitladen, das durch einen festlich geschmückten Burschen (der Zwieck darf nicht fehlen) geschieht und bei der weitzerstreuten Freundschaft mehrere Tage in Anspruch nimmt. Hat der Hochzeitlader etwas Grütze unter dem Hut, dann kleidet er seine Ladung in einen Spruch. Förmlich, feierlich und christlichen Inhalts war diese Ladung bei den Alten, wie folgendes Muster beweist.

Wann man auf Hochzeit lahtet.

„Ihr werd eüch wohl zu Erineren wissen, weßwegen daß wier herein Kommen. Dieweil sichs hat zugetragen außzuschicken Botten, daß sich mein Doth hat verlobt vndt versprochen in den standt der hl: Ehe, Mit der Ehr vndt tugetsame Jungfrauen N:, — so haben sie Ihren hochzeitlichen Ehren Tag angestelt alß Morgen über acht Tag; so können sie daselbig christlich Werk nicht verricht ohne Gottes und frommer Leut hülff; so wollen wir euch auch angesprochen hab, Euch vndt ewere Haußfrauen N. N., daß Ihr den christlichen Kirchgang wollet helfen ziehren vndt schmückhen vndt Gott dem Almächtigen ein andächtiges Gebett aufopfern, damit daß der Ehestandt desto besser möge gerahten. Wan dan daselbig christlich Werckh verricht ist, sollet Ihr vns nachfolgen in meines Tothen Behausung; allda sollet Ihr helffen geniesen, was vns von Koch vndt Keller wirdt aufgedragen; daß wollen wier mit einander in Friedt und Einigkeyt verzehr. Daß ist mein Bitt auf dies Mahl; wann Eüer Bitt einmahl an vns belanget, so wollen wier auch Fleiß darzu thuen."

Die größte Festlichkeit und ein ganz strenges Ceremoniell umgibt natürlich die Hochzeit selbst. Stille Hochzeit ist dem Rhöner ein Greuel, es muß laut und lustig zugehen. Trotz des strengen Verbotes knallen rechts und links die Schüsse, wenn der Brautzug das Haus verläßt, und begleiten ihn bis zur Kirche. Ich habe selbst gesehen, wie die höchste obrigkeitliche Person, der Scholtes, ein baumlanger kräftiger Rhöner, als Teilnehmer am Zuge aus der tiefen Brusttasche seines

langen Mutzens ein altes Reiterpistol hervorzog, den langen Arm in die Höhe hob und einen kräftigen Schuß losließ; das rauchende Pistol verschwand sofort wieder in der Brusttasche.

In der Kleidung hat jetzt weder Brautpaar noch das im Gänsemarsch aufziehende Gefolge etwas Auffälliges, nur die Brautführer haben ein neues, oft seidenes Taschentuch in schönen Falten auf dem Hütchen befestigt, so daß die Zipfel über die Krempe herunterhängen. In früherer Zeit trugen Braut und „Bruitmahd" ein aus zwei Teilen bestehendes Hochzeitskrönchen, das eigentliche Schappel und das Stirnband, während den Rücken herab seidene, buntfarbige Bänder flatterten.

Nach Beendigung der kirchlichen Feier, bei welcher oft die Dorfmusik getragene Weisen spielt, wird noch in der Nähe der Kirche vom Bräutigam eine Hand voll kleiner Münzen unter den Volkshaufen „in die Krappe" geworfen[1]), von welcher Bescheerung nun jedermann etwas zu erwischen sucht. Dann geht es zurück ins Hochzeitshaus. Im Marktflecken H., wo mehrere Wirtshäuser sind, wird schon unterwegs die Braut gestohlen d. h. mit sanfter Gewalt in ein Wirtshaus geführt, so daß der Zug halten und die Gefangene erst ausgelöst werden muß.

Vor dem Hause ist wieder ein Aufenthalt, die Thür ist fest geschlossen. Der Bräutigam tritt vor, um zu sehen, was es gibt. Die Köchinnen halten von innen vor das neben der Thüre befindliche Schlupfloch eine hölzerne Schaufel, in welches der Bräutigam das Lösegeld wirft. Dann tritt die Braut

---

[1]) Die Spendung von Münzen hängt unzweifelhaft mit dem alten Brautkaufe zusammen. In der heidnischen Zeit wurde bei den Deutschen jede Ehe durch einen Kauf geschlossen, indem der Bräutigam einen gesetzlich bestimmten Betrag, dessen Höhe sich nach dem Stande der Braut richtete, an den Vater oder Vormund der Braut zu zahlen hatte. Unter dem Einfluß der christlichen Kirche ist diese Sitte bei den meisten Stämmen im Laufe des 5. bis 8. Jahrhunderts abgekommen, nur bei Sachsen und Friesen hat sie sich noch bis tief in das Mittelalter erhalten. Aber auch bei den übrigen Stämmen blieben noch gewisse Reste zurück, kleine Summen oder einzelne Münzen wurden als Scheinpreis an die Angehörigen der Braut entrichtet und dann häufig sofort als „Gottespfennig" den Armen zugewendet. So erklärt sich jene Rhöner Sitte.

voran durch die geöffnete Thür und wird zuerst in die Küche geführt, wo sie eine Handvoll Salz in die Speisen werfen und mit dem Kochlöffel umrühren muß; dann begibt sie sich mit den Gästen in die Stube.

Das Hochzeitsmahl zeichnet sich mehr durch Fülle als durch Manigfaltigkeit aus. Es kommen drei oder vier Gänge, mächtige Schüsseln mit Rindfleisch, Braten, Schweinefleisch und Bratwürsten nebst den entsprechenden Beilagen. Ein Gericht darf nicht fehlen, Hirschbrei mit Zwetschgen. Die Spielerei mit Vielliebchen, auf unseren Hochzeiten gebräuchlich, wird dort dadurch ersetzt, daß man sich gegenseitig mit den gesammelten Zwetschgenkernen nach allen Seiten hin bombardiert, so daß einem, der im Centrum sitzt, die harmlosen Geschosse beständig um die Ohren pfeifen.

Unter den Klängen der Musik, die in der Kammer oder in einer Stubenecke postiert ist, geht das Mahl zu Ende, und es folgen im Laufe des Nachmittags folgende Ceremonien.

Es erscheint zunächst der Brautführer und hält seinen Spruch, dasselbe was im bayerischen Gebirg als Abdankung bezeichnet wird. Im Hessischen hält er ihn vor dem Eintritt ins Hochzeitshaus, und wenn er einmal stecken bleibt, macht die Musik einen Tusch, während dessen er sich wieder sammeln und besinnen kann.

Ein solcher Spruch ist folgender:

Gelobt sei Jesus Christus!
Mit Gunst und Erlaubnis tret ich herein
Und grüße Euch Alle insgemein;
Groß und Klein, Arm und Reich
Sind mir Alle eben gleich.
(Ich grüß Euch Alle ihr Hochzeitsleut,
Wie Ihr hier versammelt seid.)
Wenn ich Einen thät grüßen und die Andern nicht,
So wär' ich kein rechtschaffener Brautführer nicht.
Nun will ich auch sagen, warum ich hereingekommen bin;
(Ich werde Euch zeigen in kurzer Red,
Warum ich in Eurer Mitte steh).
Da hat mich der ehr- und tugendsame Bräutigam gebeten, am heutigen Tag die Braut zu führen, wenn ich Euch gut genug bin.
Hierauf begehr ich eine Antwort, ja oder nein!
(Darauf erfolgt natürlich die Antwort: Ja.)
Wo ist denn der Döthe-Mann,
Der mir die Braut herstellen kann?

Der Döthe-Mann, d. i. der Mann der Patin der Braut, erhebt sich und führt irgend ein Mädchen aus dem Kreis der Gäste herbei.

„Mir ist sie recht, wenn sie dem Herrn Bräutigam auch recht ist.“

Dieser antwortet mit Nein. Und nun wird sie zurückgewiesen mit den Worten:

Dies Mädchen ist wohl hübsch und fein,
Der Bräutigam nennt sie doch nicht sein.

Darauf führt er eine der Brautjungfern herbei, welche gleichfalls zurückgewiesen wird:

Die ist zwar geziert mit Kranz und Strauß,
Doch der Bräutigam sucht eine Andere aus.

Nun erst wird die richtige Braut herbei- und dem Bräutigam zugeführt [1]) mit folgender „Abdankung“:

Jetzt nehm' ich die Jungfer Braut bei der Hand
Und übergeb sie dem Herrn Bräutigam in seine Hand.
So geh' an ihre Seite da
Und führe sie durch's ganze Leben,
In Lieb und Treue, so wie eben!

Wenn ihr das Buch Moses betracht,
Wie Gott den Adam hat gemacht,
Er hat ihm auch ein Weib gegeben,
Daß er sich freue in seinem Leben.

Wenn ich das Buch Tobias betracht,
Sein einziger Sohn auch Hochzeit macht,
Er nahm die Sara zu seinem Weib,
Die bösen Geister er vertreibt.

Johannes der Evangelist
Auch ein Hochzeiter gewesen ist,
(Auf der Hochzeit) zu Kana in Galiläa
Die Mutter Jesu auch war da,

---

[1]) Bis zum 14. Jahrhundert herrschte in Deutschland und Frankreich der Brauch, daß die Braut im Kreise der Freunde von einem Verwandten oder einem eigens hierzu erkorenen „Vormunde“ oder „Fürsprecher“ feierlich dem Bräutigam getrauet, d. h. übergeben wurde. Dies geschah häufig vor der Kirchthür. Nach dieser „Trauung“, ursprünglich erst am darauf folgenden Tage, hielten die Brautleute dann ihren Kirchgang. Der Gebrauch in der Rhön mag noch eine Reminiscenz an die alte Laientrauung sein, die neben der kirchlichen Eheschließung üblich gewesen.

Und als es that fehlen an dem Wein,
Maria wollt' eine Fürsprecherin sein;
Er macht das Wasser zu gutem Wein,
Damit die Gäste zufrieden sein.
Wer jetzt in diesen Tagen
Thut Jesum auf die Hochzeit laden,
(Dem wird er mit seiner Gnad
Den Segen geben früh und spat,
Den wird er befreien von jeder Not
Und ihm geben sein tägliches Brod.)
Dem wird Gott seinen Segen geben
Früh und spat, durch's ganze Leben.
Vorm schnellen und vorm jähen Tod
Behüte uns der liebe Gott!

Ach liebste Eltern mein,
Laßt Euch nicht zu leide sein,
Weil ich nun bekomme einen Mann,
Der mich schon versorgen kann.

Für alles Gute, das Ihr mir gebracht,
Sei ein herzlicher Dank gesagt
Euch, liebe Eltern und Geschwister mein,
Einmal muß geschieden sein. Amen.

Bei den letzten Worten, welche im Namen der Braut gesprochen werden, wird manches Auge feucht, und es wird so still an der Hochzeitstafel, wie bei der rührendsten Predigt in der Kirche.

Hier mag auch eine

Brautpredigt

wie sie in alter Zeit (1724) gehalten wurde, Platz finden.

Da komm ich vom Tanz,
Wie der Fuchs mit seinem Schwanz,
Wie der Pfau mit seinem Gefieder:
Macht der Braut ein Ort und setzt sie bei euch nieder!

Ihr Dothen und tugendsame Weiber und alle gute Freund,
Die Ihr allhier beieinander versammlet seidt,
Das ist mein Begehr,
Daß ich jetztund tret' daher;
Das ist dieses, das meinem Dothen so wohl gefällt,
Da er sein ehrliche Hochzeit hat angestellt,
So hat er mir die Ehr erzeigt
Vor andern geladenen Gästen und guten Freunden allen —
Daran hab ich ein großes Wohlgefallen —:

So hab ich ihm sein Braut geführt mit Maßen
Zur Kirchen und zur Straßen,
Zur christlichen Kopulation,
Zum Ambt der heiligen Meß,
Auch wiederumb hab ich sie geführt
Zu Weeg und zu Steeg,
Zu Tisch und zu Dantz,
Mit ihrem Ehrenkrantz;
Auch wiederumb hab ich sie geführt ins Ehebett hinein,
Gott weiß — sein sie sanft geschlaffen ein.

Nun geb ich sie euch in euere Hand.
Gott geb euch Glück und Segen zu allem Standt.
Lehret ihr den Weiberbrauch,
Daß sie nit scheu den Küchenrauch!
Lehret ihr nit das Krickeln und das Brommen,
Damit mein Doth ein frommes Weib mög bekommen.
Setzet sie oben an den Tisch,
Reicht ihr dar ein' gebratenen Fisch;
Bringt ihr eins oder zwei freundlich zu,
So wird sie euch guten Bescheid thun.
Nun hebt ihr ab ihr Bändlein mit Fleiß
Und setzet ihr auf ein Schleierlein weiß!

Nun will ich meine Red enden
Und will mich zu den Jungfrauen wenden,
Und will mich setzen an der Braut Orth,
Ich denk wohl, ihr habt Alle gehort.
Mein Predigt hat ein End,
Wers nit glauben will, stoß sein Kopf an die Wänd'.
Mein Bredig ist aus
Wer sein Frau nit haben will,
Der schick sie wieder nach Haus!
Behalt ihr nur eure alten,
Ich will mich noch an den jungen Mägdlein halten.

Während obiger Brauch nur da zur Ausführung kommt, wo der Brautführer das nötige Geschick dazu hat, wird folgende Ceremonie nirgends unterlassen.

Die Patin der Braut bringt das feine, mit Bändern und Maschen geschmückte „Dödekissen“, legt es auf den gedeckten Tisch, und nun treten die einzelnen Gäste herzu und legen ihre Hochzeitsgeschenke darauf.

Im weiteren Verlauf geht es an die Versteigerung des Schuhes der Braut, der ihr unter der Mahlzeit gestohlen wurde; gewöhnlich geschieht es durch einen Jungen, der unter dem Tische bis zum Sitze der Braut kriechen muß. Es kommt

nun ein als Schuster verkleideter Bursch, der unter allerlei Sprüchen eine ganze Auswahl von Schuhwerk aus der Kötze bringt, das er die Braut probieren läßt; endlich kommt der richtige Schuh, der nun unter lebhaftem Mitgebot von dem Zeugen der Braut um teueres Geld erstrichen wird.

Auch die verdeckte Schüssel wird, wie es auch hierzuland üblich ist, der Braut vorgestellt.

Schließlich kommt noch die Köchin mit verbundener Hand, und der Brautführer muß für dieselbe eine Sammlung veranstalten „als Brandsalbe für die Hand“, oder „weil sie den Schürz verbrannt“ zur Beisteuer für einen neuen.

Eine richtige Hochzeit wird mit einem Tanze beschlossen, der nötigenfalls im Wirtshause gehalten wird. Ist eine vornehme Hochzeit, dann wird wohl auch zur Kurzweil und manchem zum Verdruß der „Flaschentanz“ aufgeführt. Eine Flasche Wein (oder gar Champagner, wenns ein reicher Leinwaarenhändler ist) wird in die Mitte gestellt; wer beim Herumtanzen dieselbe umwirft oder nur berührt, muß die nächste bezahlen, während die erste der Zeuge der Braut zu kaufen hat.

Eine bemerkenswerte Sitte besteht in der Vorderrhön. Abends nach dem Aveläuten ziehen die Gespielinnen der Braut vor das Hochzeitshaus und singen ihr das sog.

Brautlied,

worauf sie ins Haus geladen werden, einen eigens gebackenen (Stolper-) Kuchen erhalten und die Hochzeit vollends mitfeiern.

Das Lied selbst besteht aus 3 Teilen. Erst bekommt die Braut, dann der Bräutigam gute Lehre und Abschiedsklage, und zuletzt folgt ein für beide geltender Sang moralischen Inhalts. Es erinnert, von einigen korrumpierten Stellen abgesehen, in Form und Inhalt vielfach an die echten alten Volkslieder und möge darum unverkürzt hier Platz finden.

Der Braut.

Jetzt fahren wir obahina (!)
Vor dieser Braut ihrer Thür.

Refr. für alle Strophen:
Schellelein die klinge,
Die liachte[1]) Madlich singe.

Mir hörn a Kiste kirre,[2])
Und drin die Kuche wirre.

Sie wirre sie hi', sie wirre sie ha' (her),
Sie wella uns 'n größte ga'.
(Anspielung auf den zu erhaltenden Kuchen).

Die Braut die hat a paar neue Schuh,
Damit geht sie auf die Kircha zu.

Die Braut die hat a gelbbrauns Hoar,
Bis übers Johr geits Wiegestroh.

Die Braut die hat a paar lange Zöpf,
Bis übers Johr geits Wiegaknöpf.

Die Braut die hat ein rotes Band,
Bis übers Johr geits 'n Wiegastrangk.

Auf der Mista kräht der Hahn,
Das Weib ist Herr und nicht der Mann.

Der Schnee der reißt wohl durch den Thurn,
Mer hönn a schöne Mahd verlurn.

Mer komme und wolle se wiedrum ho,
En Eimer Wein, den wolle mer ho.

En viertels Eimer wolle mer ho,
Nit wenger könne mer ogeschlo (abschlagen).

Es schwimmt ein Entlein durch den See,
Heut ist sie Braut und nimmermeh.

Dem Bräutigam.

Jetzt fahren wir obehina
Vor dieses Bräutigams Thür.
Refr.: Roth ist das Rosenblaht,
Veriwahr (fürwahr), daß er a feins Liable hat.

Der Bräutigam hat a hoches Haus,
Die Gäst die gucken oben raus.

[1]) liacht = schön, glänzend, mhd. lieht.

[2]) kirren = scharfe, zitternde besonders höhere Töne von sich geben (Räder, Wetterfahne, Kindergeschrei).

Der Bräutigam hat einen weißen Tisch,
Auf jeder Ecke gebackene Fisch.

Der Bräutigam hat en hoche Härd,
Die Gäst senn aller Ehre wärt.

Hinter dem Härd da lehnt a Scheit,
Der Mann ist Herr und nicht das Weib.

Es reißt ein Neblein[1]) durch den Thurn,
Mer hon an schöne Borsch verlurn.

Es schwimmt ein Entlein durch den See,
Heut ist er Borsch und nimmermeh.

Wir wünschen euch viel Glück ins Haus,
Das Unglück soll zum Firft hinaus!

Wir wünschen euch das Leben,
Denn Gott hat's euch gegeben.

Wir wünschen euch a ruhsame Nacht,
Dann la't (laßt) uns alle ungeacht.

Schlußgesang.

Ihr Ehleut, ach höret doch an
Und fasset zu Herzen den Gsang,
Und haltet die Lieb und die Treu,
In Nöten einander steht bei.

Die Ehe ist ein Sakrament,
Gesetzet zum Ziel und zum End,
Damit man die Kinder erzeugt
Und bring sie zur himmlischen Freud.

Viel Ehleut im Hause gehn rum,
Nichts redend, als wären sie stumm,
Und schauen einander nicht an,
Als hätten sie keine Lieb zusamm.

Der Ehmann muß schaffen das Broad,
Sust leiden die Kinder große Noet, —
Muß sorgen für Weib und für Kind, —
Sonst thut er eine grausame Sünd.

---

[1]) Während es oben heißt „der Schnee reißt". An einen Zusammenhang der ersten mit der zweiten Zeile ist wohl nicht zu denken; höchstens, daß die Schnelligkeit, mit der ein Nebel oder Schneesturm durch die geöffneten Turmlöcher „reißt" d. i. hindurchzieht, ein Bild sein soll der schnell entschwindenden Jugendzeit. Wenigstens ist es eine neue Variation der vielen in Volksliedern vorkommenden Gemeinplätze, wie: „Es schwimmt ein Entlein durch den See, ich hör' ein Sichlein rauschen, ein Glöcklein hör ich läuten" u. s. w.

Ihr Weiber gehorsam sollt sein
Und haltet die Zunge fest ein,
Sust über euch kommet die Rach
Und endlich die höllische Straf.

Wo immer der Friede nicht ist,
Da wohnet der liebe Gott nicht,
Da kommet der Teufel ins Haus
Und jaget den Frieden hinaus.

Ach schaffet den Unfried hinaus,
Sust wohnet der Teufel im Haus,
Er wird euch verführen zur Sünd
Und bringt die Verdammniß schon mit.

Drei andere Lieder, welche in nächster Nähe der Rhön am Hochzeitstage gesungen werden, und von denen das zweite ein echtes altes Volkslied ist, verdienen hier beigesetzt zu werden:

I.

Hört Alles, was ich euch erklär!
Wo kommt der Ehstand her?
Auf welche Weis?
Er ist von keinem Menschen nicht,
Gott hat ihn selber eingericht
Im Paradeis.

Wie Gott den Adam hat erschaffen,
So macht er gleich, daß er mußt schlaffen
Und thut ihm nicht weh.
Er nimmt die Ripp aus seiner Seit
Und macht ihm selbst daraus ein Weib,
Setzt ein die Eh'.

Der Ehstand ist ein festes Band,
Er muß erst durch die Priesterhand
Gebunden sein.
Und Niemand, der es lösen kann,
Das harte, harte, feste Band
Der Tod allein.

Der Ehstand ist eine ew'ge Pflicht,
Dieweil mans vorm Altar verspricht
Muß gehalten sein.
St. Paulus spricht den Ehstand gut
Den Eheleuten versprechen thut
Die Seligkeit.

Der Ehstand ist eine harte Buß,
Dieweil man so viel leiden muß,
Gibt's Kreuz so viel;

Man muß sich halt ergeben drein,
Muß willig und geduldig sein,
So lang Gott will.

So merket auf, ihr Hochzeitgäst,
Das Brautvolk[1]) heute nicht vergeßt
Und seid so gut,
Daß ihr ja fleißig für sie bet't,
Daß es den Ehstand recht antret'
Und halten thut.

Euch Ehleut gratulirn wir heut
Den Frieden wünschen wir allzeit
Bis in den Tod.
Und auch dazu viel Glück und Segen
Und nach diesem das ew'ge Leben,
Das geb' euch Gott!

II.

(Hinweis auf die heilige Familie.)

Aus dreien schönen Blümelein
Will ich ein Büschlein binden,
Die hier in keinem Gärtelein
Auf dieser Welt zu finden.
Die Blümelein seind tugendvoll,
Sind wunderschön und riechen wohl:
Jesus, Maria, Joseph!

Joseph, die schöne Tulipan,
Werd ich zum ersten binden,
Maria soll daneben stahn
Ein Rosendorn, ohn Sünden;
Jesum, die schöne Lilie weiß,
Bind ich dazu mit allem Fleiß:
Jesus, Maria, Joseph!

Ihr Ehleut wollt Ihr auch eins han,
Ich will Euch eines schenken;
Ihr könnt so öfters riechen dran,
Fleißig und wohl bedenken,
Wie da gelebt in Fried und Ruh,
Die keusche Liebe auch dazu:
Jesus, Maria, Joseph!

---

[1]) Alter Ausdruck für „Braut und Bräutigam".

III.

(Wenn die Braut in die Brautkammer geleitet wird.)

Braut, thu du den Brautkranz ro,
Schwarzbraune, grüne Klär (?) [1],
Du bist das Mädchen nimmermehr,
Frau ins Haus!

Braut, thu du den Brautflor ro!
und so fort, indem jedes Mal ein anderes Stück des Brautanzuges genannt wird, nämlich der Brautmutze, die Brautschürz, der Brautrock, die Brautschuh und die Brautstrümpf.

Mit dem einen Tag ist aber eine richtige Hochzeit nicht abgethan [2]), besonders da die meisten Gäste beisammen bleiben zu einem feierlichen Gottesdienste für die verstorbenen Eltern des Brautpaares. Daran schließt sich eine Nachfeier, welche gleichfalls den Tag über dauert, und selbst am dritten Tage sitzen noch einige „Hocker", die nichts zu versäumen haben, bei einander, vertilgen die „Orze" d. i. die Ueberbleibsel der Hochzeitstafel und läuten die Hochzeitsfreuden zu Grab, gerade wie die Studenten nach zweitägiger Bundesfeier. „Haben denn die „Küz" (Käuze) noch nicht genug?" fragte ich einmal einen der Männer; da sagte er: „Bann se emohl Kruitsbröih trenka, nacha eß gar"; diese Brüh hat nämlich dieselbe heilende Kraft für den Rhöner, wie ein Häring oder eine Sardine für den civilisierten Städter. —

Bei einer solchen Hochzeit übergangen werden, gilt für eine große Kränkung. In einem kleinen Dorfe der Rhön ist es sogar Sitte, von jedem Hause Eines einzuladen. Einst kam es vor, daß ein reicher junger Bauer aus Sparsamkeit sich in der Stadt trauen ließ. Die tiefgekränkten Mitbürger, die um ihre Hochzeitsfeier gekommen, setzten sich ins Wirtshaus und hielten für ihr eigenes Geld einen Hochzeitstrunk,

---

[1]) Dieser Vers ist entweder korrumpiert oder ist der Sinn sehr dunkel. Klär (Klara) ist ein gebräuchlicher Mädchenname; die Beiworte aber können uns an das „schwarzbraune Mägdelein" und an den „grünen Jungfernkranz" des Volksliedes erinnern.

[2]) Daß dies früher allgemein üblich war, geht hervor aus einer kirchlichen Verordnung vom Jahre 1587, wonach keine Hochzeit an einem Tage gehalten werden sollte, nach welchem auf den zweiten oder dritten Hochzeitstag ein gebotener Fasttag falle; das weist auf zwei- und dreitägige Hochzeiten, die auch nicht selten eine ganze Woche dauerten.

und als abends das junge Paar heimkehrte, wurde ihm zum Empfang eine feierliche Katzenmusik gebracht.

In alter Zeit war dem „Bettelvogt" eingeschärft, daß er „uff Hochzeit, Hingebung und Tauffeten die alt und junge Leüth vnd Kinder, auch Bettler, so nicht geladen noch gebetten sindt, aus dem Wirtshauß und andern Zechen treibe, damit solcher Abzug und Unordnung abgeschafft werde;" für diese Dienstleistung sollte er „ein halb Maß Wein vnd ein Knackenweckh auß der gemeinen Zech" bekommen.

Zum Schlusse des Hochzeitskapitels sei auch der Sitte erwähnt, daß in manchen Dörfern die Braut noch drei Tage im Hause der Eltern wohnt oder wenigstens schläft und in diesen Tagen beim Kirchenbesuch noch ihren früheren Platz unter den Jungfrauen einnimmt. Es ist dies die Ausübung jenes Rechtes der Bedenkzeit (das sog. bimestre), welches nach dem kanonischen Recht den Neuvermählten gestattet war.

Nun folgt ein Kapitel mit traurigem Anfang und lustigem End, es handelt vom

Tröster.

Der Tod ist eingekehrt im armen Häuschen und hat ein teures Glied, Kind oder Mutter oder den alten Großvater aus dem Kreise hinweggenommen. Der erste Schmerz ist ausgeweint, wenn das überhaupt vorkommt; denn der Rhöner läßt sich bei solchen Anlässen nicht weich finden, sondern ergibt sich mit Resignation in das Unvermeidliche [1]). Man denkt nun an die letzten Ehren, die man dem Toten erweisen will und zu denen stundenweit die Freunde geladen werden. Sie kommen auch alle trotz des schlimmsten Wetters; ihr tröstender Zuspruch ist ganz eigener Art, er lautet:

„Ich wünsch Euch Glück zu Eurem Leid
Und dem Toten zur ewigen Freud", —

gewiß eine Auffassung, die nur dem gläubigen christlichen Gemüte verständlich sein kann.

---

[1]) Und wenn doch einmal gestorben sein muß, dann ist es ihm lieber, es geht schnell zu End, als daß man lange darauf warten muß. So sagte ein Rhöner ungeduldig, da die alte Mutter trotz der angebrannten Sterbkerze nicht „ausmachen" wollte: „Die Zit vergeht, des Licht verbrönnt unn die All' ster't noch net", und löschte dabei die Kerze wieder aus.

Die Schaar der Schulkinder, die schwarze Fahne in der Mitte, kommt zum Trauerhaus. Der Sarg ist auf der Straße aufgebahrt, im Halbkreise die Trauerleute, von denen jedes das Buchszweiglein ins Weihwasser getaucht und den Sarg besprengt hat. Die Gebete des Priesters sind gesprochen und die Kinder mit ihren hellen Stimmen beginnen freudig das Todenlied, sie denken vielleicht schon an die Brezeln, die ihnen bei vornehmen Leichen ausgeteilt werden. Die Träger, junge Bursche, treten herzu; selbst bei diesem traurigen Anlaß darf der „Zwieck“ nicht fehlen. Tragen sie eine Jugendblüte zu Grabe, so schmückt sie der Rosmarin mit rotem Band; bei einer älteren ledigen Person ist's ein blaues oder weißes Band. Bei Verheirateten aber tragen sie einen Buchszweig mit schwarzem Bande, — Kleinigkeiten scheinbar, die aber einen tiefen Sinn haben. Bei der kirchlichen Feier ist zu erwähnen, daß in der Rhön der allgemeine Opfergang gebräuchlich ist, wobei das Kind geradeso seinen Pfennig auf den Opferaltar legt, wie der Erwachsene; es ist stolz darauf, daß es heute auch in Aktion tritt und vergißt ganz, daß es für seine verstorbene Mutter geschieht. Dieselbe Idee, die sich in dem obenerwähnten Beileidsspruch ausdrückt, liegt auch in der vielfach üblichen Sitte, auf die drei Trauerämter noch ein „Freudenamt“ halten zu lassen. Weiße Trauertücher, welche die nächsten weiblichen Verwandten trugen, waren in einigen Dörfern der Vorderrhön noch vor kurzem gebräuchlich.

Ermüdet vom mehrstündigen Marsche nnd von der langen Trauerfeier kommen die Verwandten im Trauerhaus zusammen. Wer kann es ihnen verdenken, daß sie sich eine Stärkung gönnen, daß sie sich, seit lange nicht mehr zusammengekommen, über alles Mögliche „ausschwatzen“ und sich gegenseitig trösten und das Lob des Toten singen? Das ist nun der sogen. „Tröster“, der unter solchen Umständen auch in anderen Gegenden als Leichentrunk vorkommt, und bei dem das Trauerhaus schon ehrenhalber nichts sparen darf, um die Verwandten zu bewirten. Oft wird ein förmliches Essen gegeben, und als ich einmal einer Mutter, die ihr 12jähriges Töchterlein begraben hatte, Vorwürfe machte über den großen Aufwand, sagte sie: „Was wolle Sei? 's eß' ja hüt der Huchzetstag für mei guts Kehind.“ Und so greift auch bei dieser Hoch-

zeitsfeier schließlich eine lebhaftere und selbst heitere Stimmung Platz, welche den heimgesuchten Eltern oder Kindern wohl zu gönnen ist und sicher nicht als Gefühllosigkeit ausgelegt werden darf. —

Zu den Familienfesten müssen wir auch, schon um deswillen, weil wir ihn nicht im Kreislauf der Jahresfeste einreihen können, den

Schlachttag

rechnen. Es ist eine Art Erntefest für den langen Winter, denn eine wohlgefüllte Wurstkammer ist ein ebenso lieblicher Anblick für die Hausmutter, als der volle Mehlkasten.

Und doch würde ich ihn nicht erwähnen, wenn nicht eine eigene Sitte damit verknüpft wäre, nämlich das „in die Wurstbrüh fahren".

Im allgemeinen nennt man so die Teilnahme der Freunde und Bekannten an dem abendlichen Mahle, dessen Hauptteil die Metzelsuppe ist. Im besondern aber besteht die Sitte in Folgendem:

Zwei Bursche verkleiden sich als Mann und Frau. Ersterer tritt ein und bittet um ein Nachtlager. Um seinen Paß befragt, zieht er ein Schreiben hervor, von welchem er allerlei „Spukte" abliest. Die Bitte wird gewährt und er wird zur Suppe eingeladen. Aber die Frau sei auch dabei, meint er, und holt sie herein. Die aber fällt zur Thüre herein und schlägt die Häfen zusammen, die sie in der Kötze hat, so daß sie nunmehr keine Suppe, sondern nur Würste mit heim nehmen können. Sie erhalten auch solche, aber oft sind es eigens präparierte, aus Knotten, Kartoffeln und Kohlraben fabriziert, die sie als echte hinnehmen. Oft wird auch von einer Spinnstube aus dieser Schwank in Scene gesetzt und dann kommt die Beute der ganzen Spinnstube zu Gute.

Beim Wurstbrühfahren.

Guten Abend, Glück ins Huis,
Wie siehts mit eurem Schlachte uis?
Mei hon gehoet, Eu hätt geschlacht
En Flohk für en Osse
Onn (und) a Luis für e Sau.
Da hon ich mei gleich a Messerche mitgebracht,
Daß mer die Wurscht a kann versüch.
Mei senn zwar net ümsonst gekomme,
Mei hon ons ei'ma' fürgenomme,

Euch die Ehr zu schäinka.
Un für die Ehr da schäinkt eu ons a halbes Dotzed Würscht.
Sucht ons nur die große ruis,
Die kromme möge mei net,
Das Blut das denn (drinnen) eß, schmäckt ons net.

Wenn die Wurstbrühfahrer bekommen haben, dann geben sie noch ein Lied zum besten und tanzen dazu.

Gehen wir nun über zu jenen Festlichkeiten und Gebräuchen, welche alljährlich beim Umschwung des Jahres wiederkehren und sich entweder an das Leben der Natur oder an die Kirchenfeste anschließen. Bald ist es ein Fest für die liebe Schuljugend, auf welches aber auch die Alten teilnehmend schauen, bald trifft's die erwachsene Jugend, wobei schon mancher Uebermut und Ausgelassenheit sich geltend macht, oder es ist ein Fest für jung und alt. Fast kein Monat vergeht, in welchem nicht der alltägliche Gang der Arbeit und Sorge unterbrochen wird durch eine Festlichkeit oder herkömmliche Sitte. Es gibt dabei etwas zu schauen, zu „schwatzen“ (d. h. besprechen), zu loben oder zu tadeln. Skizziren wir nun

das weltliche und kirchliche Festjahr

des Rhöners, wobei besonders jene Gebräuche ausführlicher geschildert werden sollen, bei denen Humor und Poesie mitspielt.

Nachdem kaum im November die Spinnstubenzeit begonnen hat, was zu Anfang besonderen Reiz hat, weil sich die einzelnen Spinnstuben erst zusammenfinden und eingewöhnen müssen, kommt ein Hauptfest, das für manchen Tag zu denken und zu reden gibt. Es ist

die Kirmes,

das Fest der erwachsenen Jugend. — Oefter als sonstwo trifft man in der Rhön vor den Wirtshäusern einen hoch über das Haus ragenden, glatt abgeschälten Tannen- oder Fichtenbaum, unter dessen verdorrtem Wipfel der mit Bändern gezierte Kranz sich leis im Winde bewegt. Das ist der „Maibaum“, der in manchen Orten das ganze Jahr über, an die letzte Kirmes erinnernd und auf die nächste vertröstend, stehen bleibt.

Ein Maibaum wird alljährlich aufgerichtet, aber die sich anschließende Festlichkeit unterbleibt oft mehrere Jahre, bis

sich wieder ein paar Bursche finden, die im Stande sind, die Sache zu arrangieren. Ich war kaum einige Wochen in der Rhön, als die Kirmes herannahte und mit ihr — nach langen Jahren — die erwähnte Festlichkeit, die man dem neuen Herrn zu Ehren mit ganz besonderem Humor ausstattete.

Der Maibaum war am Abend vor dem Kirmessonntag auf dem „Plan" neben dem Wirtshause mit großer Mühe aufgerichtet und mit dem üblichen Schmucke versehen worden. Am Sonntag Nachmittag sammeln sich die „Planburschen", jeder einen mächtigen „Zwieck" im Knopfloch und auf dem Hütchen; ihnen voran schreiten zwei ganz besonders herausgeputzte Anführer, der „Retzeknecht" und der „Plaazknecht", ersterer die gleichfalls gezierte Flasche (eigentlich sollte es die „Retze" d. i. Stütze sein), letzterer den Plaaz auf der flachen Haud tragend. Sie ziehen mit Musik zum Pfarrherrn oder Kaplan, Wein und Plaaz anbietend, und bitten um Gutheißung des alten, heute wieder aufgenommenen Gebrauches, was meist in poetischer Form geschieht; sie laden den Herrn zur Teilnahme an ihrer Freude ein, und erhalten die Vermahnung, hübsch solid und verträglich zu sein. Dann holen sie in feierlichem Zuge den Lehrer, den Scholtes und die ganze hohe Ortsbehörde ab und ziehen zum Maibaum. Dort wird der noch übrig gebliebene Plaaz mit einem Messer an den Baum geheftet und nun beginnt der Retzeknecht mit lauter Stimme und gewöhnlich in gebundener Rede seinen Spruch an das zahlreiche, dicht gedrängte Publikum, von dem das Häuflein der Planburschen und die gesondert stehenden „Maje" etwas getrennt sind. Dann ruft er, mit dem Plaazknecht abwechselnd, die mittanzenden Mädchen auf, sie mit dem im Dorfe üblichen Namen nennend, z. B.

> Heiers Karline soll härkomm!
> Schmidshanse Kathrei soll au härkomm!
> Gasseköpers Angelika soll härkomm!
> Hamhänsje's Evabar soll au härkomm u. s. f.

Dann folgen anonyme Aufrufe, bei welchen all die dummen oder losen Streiche der Mädchen, die man im abgelaufenen Jahre zu erlauschen wußte, aufgedeckt werden; z. B.

Die ihren Zwieck in 'm eiserne Töppe hat hoimgetröa (vom Markte heimkehrend), — die soll härkomm!

Die a schwarz Hüh'je nach Birx verheiße hat, dann se an Tänzer kreigt, soll au härkomm!

Die ihr'n Schuhk in der Miste verlorn hat, die se Nachts hai iß ganga,

die en nöue Schleier oufhatt' un a groß Loch in de Stöimp u. s. f.

Manches Gekicher und Fingerdeuten, manch verrätherisches Rot wird da und dort bemerkbar bei dieser Art Haberfeldtreiben.

Hierauf wird der gesammten geistlichen und weltlichen Obrigkeit eine Ovation gebracht, indem der Retzeknecht ein Hoch ausbringt auf den König, auf Landrat, Pfarrer, Kaplan, Lehrer, Scholtes, Verwaltung, auf das anwesende Publikum und die ganze Gemeinde, wobei Musik und der Chorus der Planburschen jedesmal einfallen muß. Ist der Gefeierte selbst anwesend, so wird ihm zugleich das volle Glas hingebracht und er muß bescheid thun. Jetzt erst beginnt der dreimalige Rundtanz um den Maibaum, und daran schließt sich das Tanzvergnügen im Wirtshause.

An diesem Tanz der „drei Reihen" (Reigen) dürfen nur solche junge Leute teilnehmen, die noch „ehrsam" sind, widrigenfalls aus einem benachbarten Hofe oder über ein Dach her ein Besen geworfen wird zum Zeichen, daß solche, die nicht mehr ehrsam sind, sich eingedrängt haben. Ein Bursche, der um die Sache weiß, ergreift den Besen und kehrt damit vor den Füßen der Unberufenen, so daß sie sich mit Schmach aus dem Kreise der Tänzer entfernen müssen. — In einigen Dörfern der Vorderrhön wird dieser Rundtanz erst von Schulmädchen gehalten, „die müssen den Plan ehrlich machen."

Das Gelingen dieses Brauches, der immer seltener wird, hängt natürlich ab von den Rädelsführern; er wird nur dann Beifall finden, wenn diese aufgeweckte Burschen sind, welche Leben hineinbringen mit ihren Sprüchen, über denen sie wochenlang sitzen und studieren, und die nur dann recht von der Hand gehen, wenn sie von ihnen selbst zusammengedistelt wurden. So z. B. fand ein Spruch, den ich einem Retzeknecht zur Verfügung stellte, wohl großen Beifall, aber keine praktische Verwendung. Er mag hier Platz finden, da er zugleich als Sprachprobe dienen kann für den rhön-fuldischen Dialekt.

Ei föät mei nur, ihr liebe Lüt,
Bas eß dann für'n Spektakel hüt?
Es eß ja Alles uff de Bai —
Rich, arm, alt, jong, groß on klei?

Die darnach au no froa wolle,
Die wern rächt schrobe Küz geschölle;
Ei, Kirmes eß, das wißt Eu all,
Mit Juchheschre-in unn Mosikschall.

Unn soll's a rechtig Kirmes se-i,
So moß dazu a Maiboum be-i;
So honn mei Jonge au gedoicht
Unn dän da ouf die Bai' gebroicht.

Die Männer, die mit der Zippelkappe
Das gahnze Joehr dehai' rümtappe,
Hüt lidt 'ses net im Hüsje drei,
Sie müsse au be-im Maiboum s-ei.

Die We-iberlüt onn sälbst die All'e,
Die Gsichter hon's scho voller Falle;
Vor fuchzig Joehr warns jong gesei,
Die müsse au zom Maiboum bei.

Die klaine Maje onn die Jonge,
Die komme au ebe-i gesproge;
Geht ha-i, lärnt ärscht das ABC,
Dann dörft ehr au zom Maiboum geh'.

Mich wonnerts, daß die im Weckelkösse
Nit au no här zom Maiboum müsse;
Bann die all fenge oh' ze schreie,
Dör'ffte me-i das Juchze lasse bleie.

Eu Maje, schö brouchts net ze se-i,
Wenn Eu nor könnt auf d'Füße steih;
Ob dünn ob deck, ob re-ich, ob arm,
Willkohmen se-i der ganze Schwarm.

Mog se-i, bie's well, 's eß kaim vergonnt,
Ze mache' sich a goode Stond;
Eu alle drom, ob groß ob klei,
Lad ich zom Kermestanze e-i.

Nu oufgepaßt, eu große Jonge,
Brav hochgeschriea mit äurer Longe,
Unn bär be-im Tanz 'n Tollpatsch maicht,
Där werd dann tüchtig uisgelaicht.

Wohlouf, beginnen wir den Tanz
Wohl um den Boum mit se-inem Kranz,
Un seud drei Reihen abgeleiert,
Dann werd ganz pönktlich uffgeheiert (aufgehört).

Daß der Rhöner seine Lieblingsspeise, Kuchen und Plaaz, sich an Kirmes in Ueberfülle zu verschaffen sucht, ist selbstverständlich. Selbst die allerärmsten Leute backen ihre Kirmesekoche und leben oft die ganze Woche davon; denn, heißt es, „Kermeß on kain Koche! das wärn die Jonge floche!“ Besonders die Musikanten machen reiche Beute, weil die Maje Kirmeskuchen mit ins Wirtshaus nehmen müssen, um die Bursche und Musikanten zu regalieren. Bei der „Damentour“ kommt sogar Wein oder Bier dazu auf Kosten der Mädchen.

Eine Art kleine Kirmes ist

der Mar't

(im Ulstergrund der Helderscher Mar't), bei welchem sich jung und alt einfindet. Jedes Dorf des ganzen Grundes stellt sein Kontingent; am schnellsten sind die Männer mit ihren Einkäufen (Eisenwaaren, Peitschen, Hüte, „Gäldbüttel“, Sensen, Sicheln) fertig, um möglichst lang beim Bier sitzen zu können und Politik, Landwirtschaft und Handelschaft zu besprechen. Länger brauchen die Frauen und Mädchen, bis der Bedarf an Halstüchern, Küchengeräten, Schuhen gedeckt ist, für welch letzteren Artikel die Stände der weitbekannten Geisaer und Ostheimer Schuster aufgesucht werden. Das junge Volk aber „tüffelt“ sich bei Zeit in die Wirtshäuser, um bis gegen Abend dem Tanzvergnügen zu huldigen, denn der Abend gehört fast ausschließlich den Einheimischen, obschon es auch von auswärts Gewohnheitshocker gibt, welche nicht eher aufbrechen, bis der Wächter „die Zahn' gedutt“ hat.

Auf die geräuschvolle und lustige Kirmes folgt bald die stille **Adventszeit**, in welcher die Spinnfrau streng auf das tägliche Abendgebet hält und keinerlei Belustigung duldet, denn

„St. Katharein (25. Nov.)
Schließt Harfen und Geigen ein.“

In den Musikantendörfern wird vorher noch das Cäcilienfest gefeiert (22. Nov.), eine Art Nachkirchweih, wobei nochmal in Form eines Cäcilienballes getanzt wird.

Eine besondere Freude, aber religiöser Natur, ist für den Rhöner die Teilnahme an den Rorateämtern, welche in früher Morgenstunde, um sechs Uhr, gehalten werden. Schon um fünf Uhr bimmeln die kleinen Glöckchen und senden ihre Töne durch die stille Nacht; und wenn der Kaplan, beschneit und bereift, um 1/2 6 in das Dorf kommt, da sind schon alle Fenster erleuchtet, denn die „Uraahte" will keines versäumen, besonders da keine eigentliche Arbeitszeit dadurch verloren wird. Für den Rhönkaplan sind diese Wanderungen im Winter, entweder früh morgens oder spät abends, die beschwerlichsten; empfindliche Kälte, tiefer Schnee und wirbelnder Schneesturm, das sind drei schlimme Kameraden, die einem zu unverwüstlicher Gesundheit oder auch, wie es Manche an sich erfahren haben, zu Gicht und Zipperlein verhelfen. Und gar erst die Versehgänge im strengen Winter, wenn ein Kranker auf einem einsamen Hofe seiner begehrt, wenn weit und breit keine Spur im fußtiefen Schnee zu entdecken, wenn die steilen Abhänge und die Gräben mit einer trügerischen Decke überkleidet sind, die plötzlich nachgibt und einen bis an die Schultern einbrechen läßt! Da heißt es jederzeit ein Gläschen Schnaps und einen Bissen Brod in der Tasche haben, denn eine einzige Stunde des Kampfes gegen den Schneesturm kann völlige Erschöpfung und eine unbezwingliche Müdigkeit herbeiführen; ein einziger Bissen Brod aber und ein Schlücklein Schnaps stellt die Kräfte ganz schnell, fast plötzlich wieder her.

In dieser Zeit ist es auch (6. Dezember), daß der Klas (in Franken „Hätscheklās") seine Runde macht, wobei er sich also einführt:

„Guten Abend, Glück ins Haus!
Wie steht's mit euren Kindern aus?
Ich hab gehört, sie wär'n nicht fromm gewesen,
Ich will ihnen nun das Kapitel lesen.

Es kommt das hehre **Weihnachtsfest**, das Fest der unvergänglichen Kinderfreude und der unerschöpflichen Elternliebe. Wenn man in einer Christnacht die Weihnachtslieder, besonders

die uralten Krippenlieder aus dem hellerleuchteten Kirchlein schallen hört, dann glaubt man, das müssen die zufriedensten Menschen sein, die so singen können. Geht man mit den Kirchengängern durchs Dorf, dann sieht man hie und da ein kleines Christbäumchen angezündet und zur Beleuchtung des Weges ans Fenster gestellt. Wo aber die Besucher der Christmette einen weiten, stundenlangen Weg haben, da sieht man ganze Reihen von vermummten Gestalten über die weiße Schneefläche schreiten, eine hinter der andern, die Männer voraus, um einen Pfad durch den fußtiefen Schnee zu bahnen. Dann hat jedes Haus seinen Besuch, da man bei Aepfel und Nüssen den Beginn des Gottesdienstes abwartet.

In der Vorderrhön singen Schulkinder am Weihnachtsabend ein Krippenlied vor den Häusern und erhalten dafür eine kleine Spende an Nüssen, Äpfeln u. dergl.

Ein solches Weihnachtslied ist folgendes:

O Maria die Jungfrau zart —
In dem kalten Winter,
Da reiste sie nach Bethlehem
Zu den Adams Kindern.

Sie hielten um eine Herberg an,
Und da war nicht Einer,
Der sich ihrer nähme an
Und sie lasset einer[1]).

Ja sie sprachen überall:
Bei der Stadt da draußen,
Da draußen steht ein alter Stall
Mit einer steinern Klausen.

Da geh du mit dem Josef hin,
Da kannst du logieren;
Bis der Winter ist vorbei,
Da du kannst marschieren.

Und als die Nacht am kältsten war
Und so hart gefroren,
Da hat Maria die Jungfrau zart
Ihr liebes Kind geboren.

Sie wickelt es in Windeln ein
Und thut es recht schön zieren
Und legt es in die Krippe hinein
Zu den wilden Tieren.

---

[1]) In Franken heißt es heute noch eini- oder einerlassen statt hereinlassen.

Lauft ihr Sünder, lauft herbei,
Thut das Kindlein grüßen,
Es macht uns ja von Sünden frei,
Fallet ihm zu Füßen!

Während der erste „Haltig" (Heiligtag, auch hehrer Tag, so wird jedes hohe Fest genannt) ganz ruhig vorübergeht, wird es am zweiten Tage schon etwas lebhafter. Die Wirtsstuben füllen sich mit Gästen, in den Spinnstuben aber wird die erste Unterhaltung gefeiert. Es ist der sogenannte „Kalbemar't", wobei die Mädchen den Kaffee, Nüsse und Äpfel stellen müssen, während die Bursche die Weihnachtsbrezeln liefern. Der Spinnfrau wird auf diesen Abend von den Spinngeherinnen ein schönes Kopftuch gekauft und überreicht, auch für den „Spinnherr" fällt etwas ab, etwa ein Tabak oder eine Pfeife. — So unpoetisch auch die Benennung dieser Sitte, so erklärlich ist sie daraus, daß man nach der stillen Adventszeit wieder einmal seine Freude und Aufheiterung haben möchte.

Am zweiten Christtag begegnet uns ein eigener Brauch, nämlich das Höckeltragen[1]). In großen weißen Bündeln tragen nämlich die Paten ihren Patenkindern, und seien sie stundenweit entfernt, das Christgeschenk zu, bestehend in großen Wecken oder Brezeln, kleinerem Backwerk (der große „Reuter" oder die „Docke" aus Marzipan darf nicht fehlen) und Kleidungsstücken. Dieses Geschenk erhalten die Patchen bis zum 12. Lebensjahre. Wenn es das letzte Mal geschieht, steckt ein Messer im Weck oder ist ganz hineingebacken, zum Zeichen, daß die Schenkerei nun abgeschnitten sei. So kommts, daß man die Kinder fragt: „Biste scho abgeschneite? „Na", lautet die Antwort, „ich krie' no' mahl." —

Das Neujahrsfest darf auch nicht still vorübergehen; es wird entweder „Altjahr ze Nacht" oder „Neujahrsabend" gefeiert und zwar in derselben Weise, wie am zweiten Christhaltig, nur daß die Brezeln großmächtig ausfallen, so daß sie von zwei Burschen an einem Stecken getragen werden; auch die Bier-Barthel müssen an diesem Abend öfter gefüllt werden.

---

[1]) Höckel = Bündel, wohl abzuleiten von hockeln (aufhuckeln), auf dem Rücken tragen.

Im Dorfe aber knallt es an allen Ecken und Enden, und die Musikbande zieht bei den Honoratioren umher, ihr Ständchen zu bringen und ihr Trinkgeld in Empfang zu nehmen.

Am Neujahrstag morgens macht der „Gemeindehirt“ mit dem Sack die Runde und empfängt sein „Neujahr“, bestehend in Erbsen, Fleisch und Würsten. An diesem Tage werden auch die reicheren Dörfer von den Bettelkindern heimgesucht, welche, besonders von Birx-Frankenheim, in großen Zügen, das Brodsäcklein um die Schulter und einen Stecken in der Hand, „haischen“ gehen und dabei ihre Sprüchlein ableiern. Eines derselben endet mit den wehmütigen Worten:

„Im Himmel ist kei' Trauer mehr,
Ach wenn ich nur im Himmel wär'!“

Ein anderes lautet vollständig also:

„Ich wünsche euch den Gottessegen
Und dabei ein gutes Glück;
Gott laß euch in Frieden leben
Alle Stund und Augenblick,
Daß kein Unglück euch berühre
Und kein böser Geist verführe.
Habet Dank für eure Gabe,
Die ihr uns verehren thut, —
Gott im Himmel wirds euch lohnen,
Was ihr an den Armen thut.
(Nach empfangener Gabe.)
Habt ihr den Armen Guts gethan,
So nehmt den Lohn von Jesus an:
In dem schönen Himmelsgarten
Da wird Jesus euch erwarten. Amen.

Eine merkwürdige Antwort hatte einst ein Bettelmaje für den Pfarrherrn, der zu ihr sagte: „Maje, ich main, du wärst scho' mahl da gewäse?“ Sie sagte darauf:

„Ach nein, Herr Pfarr, es ist nicht wahr,
's ist jene Magd, die bei mir war,
Die hatt' einen Rock, wie meiner war, —
Es hat ihn derselbe Schneider gemacht.
Er ist abgetrennt
Und war verbrennt
Am Hintergewend.“

Wie man bei uns in Franken, sogar in den Bürgershäusern von Würzburg, die Sitte hat, am Neujahrstag Kraut und Erbsen auf den Mittagstisch zu bringen, „damit das Jahr

über das Geld nicht ausgeht", so hat man dort umgekehrt den Brauch, sich an diesem Tage der Lieblingsspeise zu enthalten; statt dessen gibt es ganze Haufen von Neujahrsküchle mit Huitzeln.

Das folgende Dreikönigsfest bringt in einigen ehemals fuldischen Dörfern die Weihe des Dreikönigwassers, das gar hoch in Ehren gehalten wird, was vielleicht im Zusammenhange steht mit der in der griechischen Kirche allgemein üblichen Ceremonie der Wasser- oder Flußweihe, die dort geschieht zur Erinnerung an die Taufe im Jordan. Vereinzelt besteht noch die Sitte, daß am Vorabend Schulknaben als „Drei König" umherziehen und ihren Spruch hersagen, worin es heißt, daß sie weit herkämen, hungrig, durstig und müde, somit einer milden Spende höchst bedürftig seien, die ihnen dann auch zu Teil wird. Einmal wurden die heiligen Dreikönig von einem „Standarmen" als Bettler arretiert und vor den gestrengen Herrn Landrichter gebracht. Nachdem er sie an ihrer Kleidung (Schwert, Krone und Stern) als richtige Dreikönig erkannt hatte und sie versicherten, daß sie nichts bettelten, sondern nur freiwillige Gaben annähmen, ließ er sie ihr Liedlein absingen und sammelte selbst bei seinem Amtspersonal zu einem Ehrengeschenk. — In früheren Zeiten soll sich mancher „Heiligerdreikönig" den Flachs zu einem Dutzend Hemden ersungen haben.

Dieses Fest ist zugleich eine Mahnung an den kurz darauf beginnenden Flachstermin, so daß jetzt schon die Hausfrau den Flachsvorrath durchmustert, um dem Herrn „kei schrobes Gezük" zu geben und sich dadurch in Unehre zu bringen.

Der auf Dreikönig folgende Tag ist der

Töppchestag,

welchen die Rhöner Dienstboten über die Zeit ausdienen müssen, um die während des Jahres zerbrochenen „Töppen" und Häfen abzuverdienen. Der zweitfolgende Tag erst ist der

Schärztag [1],

der Tag des Wechselns und Wanderns der Dienstboten. Die wenigen Habseligkeiten sind in die Truhe und in den „Schärz-

---

[1]) Schärzen, vielleicht gleichbedeutend mit schürzen, sich reisefertig machen.

bündel" eingepackt, der gesparte Flachs — denn jede Dienstmagd läßt sich alljährlich eine Maß Lein aussäen, um so allmählich ihre Aussteuer an Leinenzeug zu erhalten — wird auf den Schubkarrn geladen, und nun kommt der Auszug; nachdem es bei Tisch nochmal Trollsupp[1]) und Trollklöß gegeben hat. Den „Scherzlaib", den von der Frau erhaltenen Laib Brod unter dem Arme, den Scherzbündel auf dem Rücken, einen Krug Schnaps in der Hand, folgt die Magd ihrer vorausgetragenen Habe; hie und da wird ein „Ständerchen" d. h. Halt gemacht, um mit den zurufenden Bekannten zu plaudern und ein Gläschen zu trinken. — Natürlich findet man das Institut der Dienstboten nur in den besseren Rhöndörfern und dann ist bei manchen Dienstherren eine Hauptbedingung für die Tüchtigkeit der Dienstmagd, daß sie „hinter dem Webstuhl machen" kann. —

Die Monate Januar bis März sind die eigentlichen Arbeitsmonate für die Bereitung des Flachses. Den ganzen Tag hört man das Klappern der Schwinge und Breche, das Spinnrad schnurrt von Morgen bis Nacht, der mächtige Kachelofen ist unaufhörlich in Thätigkeit und doch kommt es vor, daß in hochgelegenen Dörfern (Abtsroda) wochenlang die Fenster nicht heruntertauen; Holzschuhmacher, Besenbinder, Peitschenfabrikanten schnitzeln sich die Finger wund, — und am Abend schallen geistliche und weltliche Lieder durch die kleinen angelaufenen Fensterchen. Im Schornstein aber baumeln die „Würscht und Schwartegönder", und schlagen den Takt zu der eintönigen Melodie, die der Sturmwind singt. Hie und da steht auch schon ein Weiblein am laufenden „Born", um mit erstarrten Fingern das Garn auszuwaschen und zu bläuen.

Diese Arbeitszeit geht schnell vorüber; bald steht Fastnacht vor der Thüre und mit ihr die Fastenzeit. Noch ein Werktag wird darum dem Abschied vom Karneval gewidmet, nämlich der Donnerstag vor Fastnacht, hier als der „feiste Dunnerschtig", in anderen Gegenden als der „schmutzige Donnerstag" bekannt. Zum letzten Mal wird unter der Woche Fleisch gegessen; in den Spinnstuben gehts nochmal hoch her, und wenn gerade Gelegenheit ist, wird in die Wurstbrüh gefahren.

[1]) Daher die Frage: „Hast e rächt gut Trollsupp kreigt?"

Die Fastnacht

bringt gleich der Kirmes dreitägige Lustbarkeit, und wird hie und da durch ein paar „Fasenächter“ aufgeheitert, wobei aber wenig Poesie zu Tage tritt. Der alte Jäger (3. Teil, S. 5) weiß noch zu erzählen von den früher üblichen und weit ausgedehnten Zügen der „Fasenachtsnarren“.

Das Hauptvergnügen ist natürlich die Tanzmusik, der Mittelpunkt der ganzen Gemeinde — das Wirtshaus. Die Männer füllen die unteren Räume, das junge Volk spielt die Aktiven, die Weiber machen die Zuschauer, indem sie (so sagt mans vom Dorfe L.) ihre Melkstühle mitnehmen, um einen Sitz zu haben; die schulpflichtige Jugend aber lauscht außen den süßen Klängen, oder hält zu Hause Vorübungen beim Klang der Mundharmonika. In Bischofsheim aber hat die Schuljugend das Recht, an Fastnacht öffentlich auf dem freien Platz einen Reigentanz aufzuführen unter Begleitung der Klarinette und Trommel; das ist der sog. Moumertanz[1]).

Auch die kleinen Kinder haben für die Fastnacht ein eigenes Sprüchlein, das sie Tage zuvor ableiern, nämlich:

Am Sunntig eß die Fasenacht,
Ei, was well ich mich potze, —
Da kouf ich mir a paar hölzere Schuh
Und 'n zwillchene Motze.

Die Fastnacht mit dem Brauche des Flachssäens und seiner sonstigen Lustbarkeit ist schnell vorübergerauscht, die ganze Gemeinde hat sich „einäschern“ lassen, und es beginnt die Fastenzeit. Ein ernster Geist zieht auch in die Spinnstube ein, die Spinnfrau macht die Gebete etwas länger und die Lieder etwas kürzer. Nur die Dorfjugend feiert in der Faste ihr schönstes Fest,

den Huitzelsunntig.

Es ist dies der erste Fastensonntag. Wenn es Abend geworden, dann ziehen die Schulknaben mit langen Strohfackeln[2]) (mit Stroh umwundene Stangen) auf den nächstgelegenen

---

[1]) Moumer ist unser fränkisches Schoute (Narr).

[2]) Auch Strohblähse genannt, was vielleicht mit dem engl. blaze (lies blehs) Lohe, flammendes Licht, im Zusammenhang stehen dürfte.

Berg, und bei Anbruch der Dunkelheit zünden sie dieselben an, so daß sie hoch aufflammen. Bald in langer Reihe, bald in Windungen und kreisförmig oder die Fackeln um sich schwingend, so daß ein feuriger Kreis gezogen wird, laufen sie herab ins Dorf. Hier gehen sie nun von Haus zu Haus und „haischen" Eier, Hutzel [1]) und Fleisch, indem sie für diese dreifache Spende je einen Spruch haben, nämlich für die Hutzeln:

Hutzelstielje, Hutzelstielje,
Macht mer Feuer in' Ofe,
Stoßt mer net die Kachel i,
Es räucht mer in die Stube,
Von der Stube bis in Er'n,
Die kleine Maje hon ich gern,
Die große noch viel lieber.
Ich bin der kleine König,
Gebt mer net zu wenig,
Laßt mich net so lange stehn,
Denn ich muß noch weiter gehn.
Ziljes, [2]) kalle Ärbes
Mit Huitzelbrüh geschmälzt!
Wollt eu' ons kei Huitzel gä',
Soll euch der Boum kei' Birn mehr trä';
Ga't ons die Huitzel mit sammt dem Stiel,
Es senn 'r onser gar ze viel.

Für das Fleisch: Dobe im Firscht
Hange die lange Würscht,
Dob'n Schornstei'
Hänge die alte Säubei',
Ga't uns die lange,
Laßt die kurze hange!

Für die Eier: Dönge in'm Käller,
Steht a Korb voll Eier,
Ga't uns die frösche,
Laßt die alte wösche.

Wenn sie ihren Anteil erhalten haben, rufen sie:

Habt ihr uns gegeben,
Behüt euch Gott das Leben,
Und übers Jahr — da kommen wir
Und haischen wieder vor eurer Thür.

---

[1]) Gedörrte Zwetschgen, Birnen und Aepfelschnitz.
[2]) Auch Sillies = Sieblos, ein Dörfchen bei Abtsroda, hier spottweise citiert.

Wenn ihnen die Beute nicht groß genug ist, oder wenn sie die Leute ärgern wollen, dann kommt ein Spottvers, der nicht druckfähig ist und der beginnt:

Hops, Gretel, hops,
Wie schlappert dir der Rotz',

und der mit einem langgedehnten Dürrhof endigt, wofür sie, wenn sie sich erwischen lassen, einen Kübel Wasser über den Kopf kriegen, — was aber den kleinen Freibeutern unendlichen Spaß bereitet. Das also Erbeutete wird schließlich in einem Hause verteilt.

Diese Sitte findet sich in fast gleicher Weise in Vorarlberg, nur daß es dort das „Fackelaschwinge" heißt und das Terminieren im „Chüechla haische" besteht. Da dieser Brauch in allen Dörfern und Weilern geübt wird und zwar trotz des schlimmsten Wetters, so kann man oft fünf und noch mehr Partien den Grund entlang beobachten, was in einer schönen Winternacht einen ganz reizenden Anblick gewährt.

Was die Bedeutung dieser Sitte anlangt, so will der alte Jäger (3. Teil, S. 6) einen vielleicht aus heidnischer Zeit stammenden Aberglauben darin erblicken, indem der böse Säemann von den Feldern vertrieben werden soll. Wahrscheinlich ist es, daß sie auf die in diese Zeit fallende Frühjahrs-Sonnenwende bezug hat, — aber die Rhönbürschlein haben keinen anderen Gedanken dabei, als an „Huitzel, Flaisch und Eier", und darum die Zähigkeit, mit der sie diesen Brauch festhalten. —

Ein anderes Fest für die liebe Jugend, das in mehreren Dörfern des Ulstergrundes begangen wird, ist

der Brezeltag,

eine uralte Stiftung, nach welcher am St. Gregoriustag (12. März) den Schulkindern Brezeln ausgeteilt werden; es geschieht dies in der Schule, nachdem sie vorher in der Kirche ein Gebet für den Stifter verrichtet haben. Mit besonderer Feier wird der Brezeltag in Hilders begangen, mit einer feierlichen Kinderprozession durch das Dorf, wobei die Knaben meist Fähnchen tragen, die Mädchen mit Kränzen geschmückt sind. Das ganze Dorf ist auf den Beinen, um die fröhlich

singende und festlich geputzte Kinderschaar vorbeiziehen zu sehen. Nach der Prozession erfolgt die Verteilung der Brezeln, wobei selbst die Kleinen auf den Armen der Mütter bedacht werden. Jäger nennt diese Feier das Gregorisingen, das allerdings im Mittelalter sehr gebräuchlich war und dem Andenken des Erfinders des Gregórianischen Gesanges gegolten hat. Hier aber ist es eher zurückzuführen auf die Zeit des Schwedenkrieges (1632—35), wo man gerne solche Bittprozessionen der unschuldigen Kleinen veranstaltete.

Die ernste stille Fastenzeit geht zu Ende, so auch in der Natur die Zeit der Ruhe und der Innerlichkeit. Nun brechen die Quellen auf allerorten, so daß die Rhöner alle Hände voll zu thun haben, um das überflüssige Wasser in tausenden von Gräben auf ihre Wiesengründe zu leiten; die Landwirtschaft verbreitet ihren bekannten Duft, so daß die massenhaften Veilchen am Rain gar nicht dagegen aufkommen können. - Der Wald zwar steht noch schmuck- und blätterlos, wenn man von den immergrünen Fichtenpartien absieht, die darin zerstreut sind; aber die Hecken am Rain und an den Gärten prangen schon im weißen Blütenschmuck; schon schallt der Gesang der Buchfinken aus den duftenden Hecken, die Staarenkästen werden hergerichtet zur Aufnahme der Frühlingsboten. Von den Huten hört man die Saalpfeifen (Huppen) der Schulbuben, die sie in allen möglichen Größen aus der Rinde der jungen saftigen Salweide (Huppeholz) verfertigen; und bald spitzen die kleinen sammtartigen Palmkätzchen aus den braunen Knospen hervor und werden fleißig von den Jungen aufgespürt und beobachtet, denn es gilt, am

Palmentag

einen richtigen Palmbüschel aufzubringen. Es ist nämlich Sitte, jedem Kinde, das die Prozession mitmacht, einen schöngezierten „Palmzwieck“ mitzugeben. Die Rinde wird in spiralförmigen Streifen abgeschält und der oben befestigte Palmbüschel mit farbigen Bändern und Schleifen geschmückt. In einigen Dörfern ist es Sitte, daß die noch nicht schulpflichtigen Kinder ihren Paten einen Palmzweig bringen und dafür Eier erhalten. Wer schon in die Schule geht und der Sitte unkundig den „Palm“ noch bringt, wird als „Palmesel“ fort-

geschickt. Die Armen tragen Palmen allen Leuten zu, bei denen es etwas zu erbetteln gibt.

Auf den Palmentag folgt andern Tags der Palmenmar't in Hilders, diesmal aber ohne Musik, dagegen, was bei Beginn der Arbeitszeit erklärlich ist, mit sehr lebhaftem Verkehr.

Die heilige oder Charwoche bringt in Kirche und Haus einen großen Ernst, der lieben Schuljugend aber großen Jubel, da es gilt, zwei volle Tage die Stelle der Glocken zu vertreten durch das Klappern oder Ratschen. Schon lang zuvor hat das „klei' Jöngje" den Vater geplagt, ihm eine „Klippklapp" (Knackewäk) zu machen, die großen Jungen aber rüsten selbst ihre Ratschen oder Rumpelkästen zu, die mit 3—5 hölzernen Hämmerchen versehen sind und in welche zur Erhöhung der Resonanz noch Erbsen gelegt werden. Am Samstag morgens holen sie ihren Lohn von Haus zu Haus, der in Eiern besteht und der unter Ausschluß der „Freiwilligen" d. h. der kleinen Jongen, die als nachlaufender Troß nur geduldet werden, redlich verteilt wird.

Einen höchst poetischen Brauch haben die Mädchen eines Dorfes in der Charsamstagnacht. Dem Osterwasser, d. i. dem in der Nacht auf den Ostersonntag laufenden Wasser, welches Ostertau genannt wird, schreibt man eine besondere Kraft zu. Man trinkt es gegen Halsweh, gibt es dem Vieh, um es vor Krankheiten zu schützen, läßt das Futter vom Ostertau benetzen, weil dann das Vieh nicht blähe. Die Mädchen wetteifern nun mit einander, welche in den Morgenstunden des Ostertages zuerst den Ostertau holen wird; vor Tag erheben sie sich, um sich den Rang abzulaufen. Diejenige nun, welche zuerst am Brunnen ist, muß den Brunnenstock mit einem Fichtenkranz schmücken, der zugleich das Zeichen ist für die Nachkommenden, die natürlich auch einen Kranz bereit halten, daß bereits eine die Siegerin in dem unschuldigen Wettstreite geworden ist.

In dieser Nacht werden auch vor der Hausthüre bekannter Mädchen großmächtige Nester aus Stroh, Häcksel, Knotten u. dgl. gemacht, mehr zum Schabernack als zur praktischen Verwendung für die Ostereier, die am Ostermorgen gelegt werden. Je größer das Nest, desto größer der Aerger des

Maje, bis es die Unmenge von Material wieder auf die Seite schafft und desto größer der Spaß des Baumeisters, der wahrscheinlich aus der Nachbarschaft lächelnd zuschaut.

Die Ostertage sind in der Rhön die offiziellen Tage für die Ostereier.

Sie sind wohl auch sonst gebräuchlich, aber nicht in dieser Ausdehnung wie hier. Die Kinder machen am Samstag Abend in Scheuer, Vorplatz oder auf dem Boden die Nester für den Osterhasen und sogar das neben der Thüre befindliche Hühnerloch machen sie auf, damit der Has auch ins Haus schlüpfen kann. Sonst werden gewöhnlich nur die Kleinen mit diesem sinnigen Geschenke bedacht, hier aber beschenken sich auch die Mädchen und Bursche, und selbst die Alten, die zu Besuch kommen, erhalten ihr Osterei. Am reichsten wird der Kaplan bedacht, dem seine Kommunionschüler, die „Bildmaje" (d. h. die am Marienbilde tragenden Mädchen) und andere Bekannte Ostereier bringen in solcher Anzahl, daß er sich in der Osterwoche in dem Dorfe, durch welches ihn sein Filialgang führt, eine Menge guter Freunde unter der lieben Jugend erwerben kann.

Die Eier prangen in allen Farben des Regenbogens, einfarbig und bunt und tragen, wenn sie dona reverentiae oder Liebeszeichen sind, ganz sinnige Sprüche als Dedikation. Noch mühvoller als dies Färben der Eier ist jene Einrichtung, daß man in dem ausgeblasenen Ei ein drehbares Stäbchen befestigt, um welches ein beschriebener Streifen gewickelt ist, dessen Ende durch eine kleine Oeffnung herausgezogen werden kann; die oben und unten hervorstehenden Enden des Stäbchens und das Ende des Streifens sind durch kleine Mäschchen verdeckt.

So kleinlich auch dieser Brauch der Ostereier scheint, so beachtenswert ist er doch als Beitrag zur Charakteristik des Rhöners, denn zu solchen Dingen gehört Gemüt und ein wenig Poesie; der berechnende sparsame Haushaltungsvorstand hat sofort herausgeklügelt, daß man mit den 20 — 30 und noch mehr Eiern, welche zu dieser Spielerei in einem Hause verwendet werden, ein paar Abendmahlzeiten hätte bereiten

...nnen. Und erst die Mühe, mit Hilfe von Zwiebelschalen, Wurzeln und Alaun die Farben zu bereiten, Blätter aufzudrücken, mit Scheidewasser die Dedikation zu schreiben oder gar die oben beschriebene Mechanik zu konstruieren. Eine solche Widmung lautet etwa:

Nimm hin dies kleine Osterei
Und denk, das Beste ist dabei:
Ein Herz voll Lieb und Redlichkeit,
Das treu verbleibt in Ewigkeit.
Wenn auch dies schwache Ei zerbricht,
Doch unsre Liebe wanket nicht.
Sie dauert fort all Tag und Stund
Bis zu unserm heilgen Ehebund,
Und dann, trotz allem Spott der Welt
Und obs auch Andern nicht gefällt,
Wir halten treu und fest zusammen —
Dazu uns Gott verhelfe. Amen.

Eine andere Art, solche Reime an den Mann zu bringen, besteht darin, daß man sie auf künstlich zusammengelegte Briefchen schreibt, die eine Herzform haben und die man dreimal aufschlagen kann, so daß die Papierfläche jedesmal vier Herzen bildet, deren Spitzen zusammenstoßen.

Die andere Sitte, daß am zweiten „Haltig" die Paten ein kleines Geschenk für ihre Patchen zusammenrichten (Ostereier und Brezel), ist bereits erwähnt worden beim zweiten Christtag.

In den Sommermonaten sind es hauptsächlich die **religiösen Feste**, welche dem Rhöner einige Abwechslung in seinem arbeitsreichen Leben bieten.

Welche freudige Teilnahme herrscht im ganzen Dorfe am Tage der Kinderkommunion, selbst in den Familien, die kein „Bröütje" dabei haben! Welche Festesstimmung zieht ein, wenn an einem lichten klaren Sonntagmorgen die einfach herausgeputzte Schaar, die fliegenden Fähnlein und die Dorfmusik voran, in das arme, aber heute bunt ausgestattete Kirchlein geleitet wird. Vom nahen Wald und vom Rain, der sich bis an das Kirchlein heranzieht, schallt der Vögel Sang und mischt sich in die erhebenden Osterlieder.

Arm nannte ich das Kirchlein; ja, in der Rhön hats vor Zeiten recht armselige Gotteshäuser gegeben, die allmählich besseren Bauten Platz machten. Doch kenne ich heute noch

einige, die blos aus Fachwänden erbaut sind. **Das** Kirchlein aber, in welchem ich mit meinen Rhönern die höchsten Töne gesungen, war wohl das armseligste unter allen. In den massiven aus allen möglichen Steinen erbauten Mauern waren vier ganz unregelmäßige Lichtöffnungen angebracht, die eine länglich und im Rundbogenstil, die andere viereckig und klein wie ein Küchenfenster, eine dritte gleich einer Kelleröffnung. In dem kleinen Raume war nur ein einziger Stuhl für die paar alten „Fraje“, während das gesammte Frauenvolk und die Kinderschaar dicht gedrängt auf dem bloßen Boden kniet; selbst die Kommunikanten an ihrem Festtage knieten auf den Steinplatten rings um den Altar. Oft klagten die Weiber: „Mei könne 's gahnz Jahr kei Boch aufmach'“, aus Mangel an Licht nämlich und freier Bewegung. Und die Höhe und Größe dieses Raumes? Zum Maßstab diene folgendes. Trat ich gebückt durch die steinerne Eingangspforte, dann mußte ich noch einige Schritte thun, gleichfalls gebückt, denn so tief hing die Emporbühne, welche die Rück- und Seitenwand umzog und ²/₃ des Lichtraumes einnahm, um das ganze Mannsvolk aufnehmen zu können. In demselben Verhältnisse waren auch die übrigen Einrichtungen, die mit allen Anforderungen der kirchlichen Kunst im schreiendsten Widerspruche standen. Ein einziger Tritt führte zum Altar; dieser selbst war so schmal, daß der Pult mit dem Meßbuch zur Hälfte in der Sakristei stund, d. h. auf der an den Altar anstoßenden Kommode, in deren Schubladen die kirchlichen Gewänder aufbewahrt wurden. Rechts neben dem Altar erhob sich in der Ecke die kleine Kanzel, zu der etwa fünf Stufen hinaufführten; der Durchgang zwischen Altar und Kanzel ist aber derart, daß ich mit meiner Breitseite nicht durchkam, sondern erst nach rechts oder links umlegen mußte. Um die Situation noch klarer zu machen, erwähne ich nur, daß ich einmal vom Altare aus das auf der Kanzel vergessene Taschentuch mit der ausgestreckten Hand herunterholte. Das war **mein** kleiner Wirkungskreis, während der Lehrer, der das kleine Örgelein dirigirte, ober der Kommode saß, so daß man fast seine herabhängenden Rockschöße erfassen konnte. Man glaube aber nicht, daß uns unter so ärmlichen Verhältnissen das Kirchengehen verleidet worden wäre, und daß wir

uns unbehaglich gefühlt hätten. Wir ertrugen geduldig jedes Ungemach, das Winter und Sommer mit sich brachte, und wenn Festtag war, da verschwand das wurmzerfressene Holzwerk fast ganz unter dem Schmuck der Kränze und Blumen; wenn gar in der Christnacht ein vom Kaplan verfertigtes Transparent über dem Altare herabschimmerte und die vom letzten Bergfeuer noch vorhandenen Lampions die Emporbühne flankierten, — dann schallten die Lieder freudiger als je aus den Kehlen der Rhöner und sie beneideten durchaus nicht die Nachbarn mit ihrer schönen Kirche, sofern sie nur einen „Härrn“ haben, der tüchtig predigen und singen kann.

Letzteres nämlich ist eine Hauptempfehlung für den Geistlichen, und wenn auch der Lehrer gut bei Stimme ist und die Orgel gut „schmeiße“ kann, dann hört man öfter das so recht vom Herzen kommende Lob, das noch auf dem Kirchgang und nachmittags im Wirtshaus ausgetauscht wird: „Ons' Kaplo on der Lähxer — die könne's äwer 'mal goot mit'nanner“. Drastischer freilich ist jenes Lob, das einst ein Rhöner seinem eigenen Sohne, der Kaplan geworden, ausstellte, indem er mit Vaterstolz erzählte: „Mi Jong, das eß a tüchtiger Härr; dar kann euch geseng bie des Luider und predigt bie der Döuwel!

Auch die äußere Erscheinung gilt etwas beim Rhöner; hoch und „stattlich“ sieht er seinen Herrn lieber als klein und schmächtig. Im ersteren Fall hat er aber auch wenig Bedauern, wenn der Härr sich durch den ärgsten Schneesturm durchkämpfen muß, dann heißt es: „där kann dorch“, oder es findet das noch besser seinen Ausdruck in den Worten jener Rhönerin, die in das Unwetter hinausschaute und sagte: „Höut eß aber a Wätter, daß mer koin Hoind nuis sollt jo'a!“ Gleich darauf aber sagte sie ungeduldig, „der Kapla kohmt noch net“. Lange im Gedenken des Volkes blieb auch die Klage eines alten Fraje, als statt der Hünengestalt des früheren Pfarrherrn ein behäbiges kleines Härrje Pfarrei und Kirche in Besitz nahm, der bei gewissen Funktionen am Altare eines Schemels sich bedienen mußte; sie lief nämlich heim und rief ein über das anderemal: „Mer hun verspielt, mer hun verspielt; ha eß ze korz, ha eß ze korz“. —

Ich habe gerne dieses kirchliche Kapitel eingefügt, weil wir den Rhöner doch auch in seinem Gotteshause beobachten müssen, und weil wir auch auf diesem Gebiete stellenweise die größte Armut treffen. Das erwähnte Kirchlein ist nunmehr auch ersetzt durch eine im Jahre 1879/80 erbaute Kirche, zu welcher kein Pfennig Staatsbeitrag kam, sondern außer einem kaum halb ausreichenden Baufond alles durch den unermüdlich eifrigen Pfarrherrn zusammengebettelt wurde. Da war kein Dorf der ganzen Rhön und besonders der reichen Hünfelder Gegend, das er nicht durchwanderte, Geld- oder Naturalbeiträge heischend. Zur inneren Einrichtung aber soll der ganze Reingewinn des aus diesen Vorträgen entstehenden Werkchens dienen; denn was ich aus der Rhön und über dieselbe schreibe, das soll auch für die Rhön d. i. zu ihrem materiellen Vorteil geschrieben werden; vielleicht verzeihen mir dann auch die Rhöner die kleinen unschuldigen Anekdoten, welche, ob wahr oder erdichtet, in die Oeffentlichkeit kommen, und sprechen mit jenem praktischen Rhöner: „Fürs Gäld läßt mer sich scho 'mahl uislach." —

Unter den kirchlichen Festen des Sommers sind besonders zu erwähnen die drei Bitttage, an welchen mehrere Gemeinden zusammenpilgern zum gemeinsamen Gottesdienste. Der Auszug am frühen Morgen unter dem Geläute der Glocken, der Gang über die Rhönhalden oder in zwei geordneten Reihen auf der schwarzgrauen Basaltstraße, das Echo der Gesänge und Musikklänge, das aus dem nahen Walde wiedertönt, — das bunte lebendige Treiben nach geendigter kirchlicher Feier, der Heimzug gegen Mittag, die Erwartung und Freude der Kleinen, die ihren „Wallweck" ebenso regelmäßig empfangen, wie das „Mark'stück", — das alles ist trotz seiner Einfachheit ungemein poetisch und anziehend. Das Begleiten der Gesänge durch ein Musikkorps scheint eine Eigenheit des Frankenlandes zu sein; im Hessischen und noch weiter hinauf ist das etwas ganz Unbekanntes und Unerhörtes, ebenso wie das oft im Sangeston sich bewegende Vorsagen der Lieder.

Ebenso ist es mit dem Dorf- und Flurgang; bei ersterem herrscht ein heiliger Wetteifer, wer den schönsten Altar aus Birkenstämmchen und Zweigen aufbauen und mit den schönsten Bildern schmücken werde; den besten Einfall aber hatte jene

Baumeisterin, die nach erholter Erlaubniß den reichen Bilderschmuck des Kaplanszimmers benützte. Beim Flurgang wirkt beides zusammen, die kirchliche Feier und der Anblick der in schönster Blüte stehenden Natur; je weiter dieser Gang ausgedehnt wird, desto größer die Freude, besonders bei der Jugend, welche die aufstoßenden Hindernisse, einen schmalen Steg über den Bach oder steinige Pfade mit Leichtigkeit nimmt, während die alten Mütterchen sich gegenseitig helfend und stützend nachhinken. Mittags steht dann, wie schon erwähnt, die Schüssel mit „Nuideln" und der „Flurgönder" auf dem Tisch.

Am zweiten Pfingstfeiertag ist in der Vorrhön ein eigentümlicher Brauch, das sog. „Stärktrinken". Die Weiber, ledig oder verheiratet, lassen sich ins Wirtshaus führen und bringen ein gut Teil von ihrem Eiervorrat mit, die Bursche und Männer stellen das Bier, die rohen Eier werden hineingeschlagen und nun wird mit diesem Trank die Stärk getrunken.

Wo die Burschen die Eier terminieren, haben sie auch ein kleines Lied, das sie absingen:

> Weiße Händ und brauna Schnür,
> Wolla es Meigala neis Wirtshaus führ.
>
> Hängt a seidna Fade rans,
> Schaut die schöne Jungfrau raus.
>
> Weiße Läblich (Laibchen), süße Wei',
> 'N Meigala stihn die Haube fei.

Sollten wir die **Wallfahrten** vergessen, die dem Fremden so manchen lieblichen Anblick gewähren und dem Rhöner ohne besondere Opfer eine ganz unschuldige und erhebende Freude bereiten? Ich halte es durchaus nicht für eine bloße Gewohnheit oder gar für eine Art frommen Müssiggangs, wenn der Rhöner an hohen Festen oder an gewissen verlobten Tagen zu jenen Orten pilgert, die ihm durch seine Religion und Geschichte heilig und ehrwürdig geworden sind. Oder soll das Gemüt des Rhöners immer an die nie endende Not und Sorge des Lebens gebannt sein? Der Städter, der Gebildete — er schüttelt den Aktenstaub und die Krämergeschäfte von sich, geht auf die Sommer- und Herbstfrische, um einmal auszuschnaufen. Dasselbe thut der Rhöner, wenn er hie und da einen halben oder ganzen Tag darauf verwendet, den Kreuzberg oder sonst einen Wallfahrtsort zu besuchen.

Es gilt hier das Wort eines Mannes, der viel auf Reisen war und dabei viel beobachtet und studiert hat. Dieser sagt: „Es liegt in unserem deutschen Volke ein tiefes Naturgefühl, das den Städter aufs Land, den Landbewohner auf die Höhen seiner Berge treibt. Ja, man kann sagen, deutsches Wesen und deutsche Art tragen ganz besonders den Charakter des Landes: eine gewisse Romantik, ein eigentümliches Gefühls- und Phantasieleben wird das Kennzeichen unseres Volkes bleiben, so lange seine Berge ihre dunklen Wälder tragen und in stillen Thälern und auf grünen Auen die Jugend ihre Lieder singt. Hier in Thüringen steigen die Landleute an den Sonntagen herauf aus ihren tief unten gelegenen engen Thälern zu den Gipfeln der Berge, um ein paar Stunden ihr Auge zu laben am Anblicke der Landschaft, die wie eine Karte ausgebreitet zu ihren Füßen liegt, die dichtbewaldeten Wellenlinien des Gebirges zu verfolgen, bis sie sich am äußersten Horizont verlieren und verschwinden. Das unterbricht die öde Monotonie ihres Alltagslebens und ist ein Stück Poesie mitten in der Prosa ihrer schweren und sauren Werktage. Die katholische Kirche hat diesen instinktiven Trieb des Volkes erkannt, sie hat ihn geheiligt, sie hat ihn verwendet, eben dadurch das arme Volk zu trösten und seinen Sinn zum Höchsten und Besten hinzuwenden. Darum hat sie Kreuze, Bilder und Kapellen auf die Gipfel der Berge gestellt, häufig den Weg mit Stationen, dieser ächten hl. Schrift in Bildern, umsäumt und läßt die Gläubigen an den Sonntag-Nachmittagen da hinaufziehen. Sie heiligt den Wandertrieb, der uns oft mit so geheimnißvoller Macht hinausführt in die Welt, und hat ihn zur Wallfahrt umgestaltet, die Seele und Leib erhebt und auf lange hin erfrischt."

Wie viel Wahres diese Worte enthalten, geht aus der Beobachtung hervor, daß die Wallfahrtsorte fast durchweg herrliche Natur- und Aussichtspunkte sind (Vierzehnheiligen, Dettelbach, Mariabuchen, Gößweinstein), und daß im Flachlande viel weniger gewallfahrtet wird als in Gebirgsgegenden.

Und betrachten wir uns einmal eine solche Wallfahrt der Rhöner auf dem **Kreuzberg**. Wir sitzen auf einem der Basaltblöcke, die oberhalb des Klosters den abschüssigen Hang überdecken. Die Thäler sind noch mit dichtem Nebel bedeckt, der Wald,

der das Kloster im Halbkreis umschließt, ist von einzelnen Nebelstreifen durchzogen, die sich hartnäckig an die Baumwipfel anklammern. Verlassen sie diesen Zufluchtsort, dann faßt sie der scharfe Wind, der über die baumlosen Hänge hereinstreicht und treibt sie — wie der Bettelvogt ein paar aufgegriffene Landstreicher — vor sich her, um sie an den Mauern des Klosters zu zerteilen. Das Klösterlein und die Kirche mit dem Dache aus grauen Holzbrettchen liegt noch still und menschenleer; im Klostergarten hantiert der Bruder mit dem Servitial, um große Körbe voll Gemüse in die Küche zu schicken, während der Bruder Gärtner noch ein paar erst in dieser Nacht zur Blüte gekommenen Blumenstöcke zum Schmucke des Altars beischleppt, die er im Treibhause entdeckt hat. Noch halten die kleinen Glöcklein, die im spitzen Turme hängen, ihre Morgenruhe, denn die einzelnen kleinen Gruppen, die da und dort aus den Waldpfaden herauskommen, ziehen sang- und klanglos ein. Bald aber beginnen sie ihre Thätigkeit, wenn die weißen Chorröcklein der Ministranten und die hochroten Fähnlein durch die Bäume schimmern und vielstimmiger Gesang oder Blechmusik aus dem Walde schallt. Und sie ziehen sich nun, langsam und allmählich, heraus — die dunklen Reihen der „Mannslüte“, den Geistlichen in ihrer Mitte, dann die bunten Reihen der „Weibslüt“, die mit aufgeschürzten Röcken und den Kober am Arme daherkommen. Von einem Pater eingeholt, zieht singend eine Prozession nach der andern in die Kirche ein. Zehn und noch mehr solcher Züge kommen in kurzen Zwischenräumen, denn auf drei Stunden Umfang wallfahrten alle Rhöndörfer an hohen Festtagen zum Kreuzberg. Die Kirchenmauern sind ganz dekoriert mit den daran gelehnten großen und kleinen Fahnen; vorne aber auf dem freien Platze drängt sich eine bunte Volksmenge um die aufgeschlagenen Buden. Sind Wallfahrer von weiter entlegenen Orten am Vorabend angekommen, dann sind hauptsächlich die Restaurationsbuden umlagert; die ganze Speisekarte aber besteht aus Brod und Wecken, Wurst und „Schwartegönder“; manche setzen „a Wörsje“ darauf, die meisten aber suchen die tiefer liegenden Klosterräume auf, um von dem vielbeschäftigten Bruder Bräu, der am Bierbanzen schaltet, einen Krug Bier zu erhaschen, mit dem sie sich in einen

Winkel des Ganges oder in die geöffneten weißgetünchten Stuben zurückziehen. Dort verzehren sie dichtgetränkt ihr frugales Abendmahl, unterhalten sich noch einige Stunden abwechselnd mit Plaudern, Beten und Singen, bis sie ermüdet den Kopf auf den harten Tisch niederlegen zu einem kurzen Schlummer, wenn sie nicht in den oberen Gängen auf den Boden sich setzen, den Rücken an die Wand gelehnt. Viele suchen dasselbe unbequeme Lager in den Stühlen und an den Wänden der Klosterkirche.

Am Morgen des Festtages haben mehr die andern Buden ihren Zulauf; denn jeder Wallfahrer sucht den Daheimgebliebenen ein Andenken mitzubringen, ein Bild, eine Medaille oder Zuckerwerk den Kleinen; auch manches Zuckerherz mit obligaten Liebessprüchlein wird vom jungen Volk erworben und noch lange liegt das Reimlein zu Hause im schmucklosen Nähkästchen, während das Herz, das zuckerne, schon lang den Weg alles Fleisches gegangen ist. Die Zeit vor dem Hauptgottesdienste wird häufig von den Wallfahrern dazu benützt, um die Stationen zu besuchen. Lange Züge sind es, aus denen die buntfarbigen Kopftücher in den verschiedensten Schattierungen vom glänzenden Weiß bis zum düsteren Schwarz hervorleuchten. Dann sieht man auch einzelne Gruppen auf dem rasigen Plateau dem Naturgenuß sich hingeben, d. h. sie zeigen und erklären sich die Gegend ringsum, wobei es zwar an geeigneten Worten, aber wohl nicht an dem Gefühl der Bewunderung und an Verständniß der Naturschönheiten fehlen wird.

Gegen 9 Uhr aber kommt Ruhe und Stille in die tausendköpfige Menge. Die letzte Prozession ist angekommen, die Glöcklein rufen zum Gottesdienste. Bis weithinaus unter dem Schatten der Buchen stehen die Andächtigen. Wie beim Seesspiegel nur die äußersten Wellen mit leisem Plätschern das Ufer schlagen, während die ganze große Fläche lautlos daliegt, so sind es auch hier nur einzelne weiterhin zerstreute Gruppen, welche noch unnützes Plaudern in die allgemeine Andacht mischen, oder es sind die Franktireurs einer Wallfahrt, die Bubenschaar, die sich außen herumtreibt.

Der Gottesdienst ist zu Ende und das vorhin geschilderte Schauspiel der kaufenden, plaudernden und essenden Menge

wiederholt sich, aber nur noch lauter, lebendiger, bunter geht es zu. Die Buden mit Eßwaaren und die Schenke im Kloster sind förmlich belagert; selbst der frische Born, der umsonst seinen Trank spendet, hat zahlreiche Gäste, es sind die Armen und die Alten, welche nicht im Stande sind, an der Schenke sich durchzudrängen oder zu zahlen.

Kaum eine Stunde nach dem Gottesdienste beginnt der Heimweg in einer Weise, die schon manch poetisch oder künstlerisch angelegtes Gemüt entzückt hat. Auf dem freien Platze stehen zu Dutzenden die kleinen und großen Fahnenträger und ihre stolz gehaltenen Fahnen leuchten in allen möglichen Schattierungen von rot. Außen wird noch in aller Eile gekauft und gefeilscht, drinnen singt man bereits den letzten Segen. Und nun wälzt sich die ganze Menge heraus, ein unentwirrbarer Knäuel von Menschen und Trachten; vielleicht sechs Musikbanden begleiten das Lied, das aus tausenden von Kehlen schallt. Sofort teilt sich auch der gewaltige Strom in zwei Arme; die einen ziehen gerade aus, die anderen biegen um die Kirche und ziehen nach Osten. Noch wenige hundert Schritte, und wieder teilen sich die Massen zwei und dreifach; je öfter die Teilung, desto mehr Ordnung kommt hinein, so daß sich auch schon die zwei üblichen Reihen bilden. Auch der gemeinsame Sang und Klang beginnt sich zu scheiden; schon sind einige voraus, andere zurück, und nun wogen in dem Waldkessel der Hall und Wiederhall, das langsame und schnellere Tempo, die fünf- und sechsfach geteilten Musikklänge durch- und gegeneinander, als wie wenn in raschestem Wechsel die Wogen verschiedener Seesufer gegen einander stürmen. Die einzelnen Prozessionen verschwinden im Walde, noch immer leuchten die weißen und roten Tücher durch die Bäume, noch lange trägt der Wind die Schallwellen an unser Ohr, bis sie gleich einem sanften Windessäuseln verklingen.

Zu unseren Füßen aber wimmelts noch wie in einem zerstörten Ameisenhaufen. Jeder erwischt noch, was er erwischen kann, einen Trunk Bier, ein letztes Wörsje, einen Wallweck und eilt dann mit langen Schritten seiner Prozession nach. Die Händler packen eilig zusammen und folgen der großen Heeresmasse, noch immer kommt ein Nachzügler aus Kloster und Wirtshaus, aber ohne sonderliche Eile, da er sie

doch nicht mehr einholen kann. Aber kaum eine Stunde und der ganze Platz liegt still und lautlos da, Schaaren von Vögeln tummeln sich zwischen den Buden, um die Brosamen aufzulesen, — und drinnen im Kloster sitzt eine kleine Schaar von Gästen; der Rhöntroubadour etwa, einige geistliche Herren und Lehrer, die keinen Dienst bei der Prozession haben, einige geistliche Väter und Mütter, das sind jene Bauersleute, welche die terminierenden Brüder beherbergen und verpflegen und die deshalb auf dem Kreuzberge besonderer Aufmerksamkeit sich erfreuen.

Aber nicht immer ist die Wallfahrt so malerisch und die Situation so gemütlich. Ist man z. B. auf einen bestimmten Tag bestellt, um die Wallfahrtspredigt zu halten und am Vorabend öffnet der Himmel seine Schleusen, — o wehe! Stundenlang peitscht Wind und ein kalter Herbstregen unsere Wetterseite, so daß einem das Herz im Leibe friert. Welche Wohlthat dann, wenn man im behaglichen Refektorium sitzt und der dreifache Fensterschutz uns abschließt von dem tobenden Unwetter; dann greift man auch zwei- und dreimal nach dem Kännchen mit ächtem Zwetschgen- oder Vogelbeerschnaps, unbekümmert darum, ob ein hereinschnüffelnder Tourist uns für einen zur Poenitenz hier weilenden Weltgeistlichen hält, der sogar die Vorliebe zum Branntwein mit den Rhönern teilt. [1])

Warum ich wohl dies Wallfahrtsbild so bis ins kleinste ausgemalt habe? Weil es mir und anderen stets ausnehmend gefiel, so oft ich es auch betrachtet und studiert habe. Diesem Gedanken ist auch der poetische Gruß entstammt, den ich einmal zum Hauptfeste der Rhön, zum Kiliansfeste, auf den Kreuzberg sandte:

O seid mir gegrüßt ihr heiligen Höh'n,
Gegrüßt vor den Bergen allen!
Heut' möcht ich so gern euch wiederseh'n,
Zu eurem Gipfel heut' wallen,
Wo des Kreuzes hochragendes Zeichen steht,
Von heiteren, sonnigen Lüften umweht.

---

[1]) „Das ausgelegte Album hatte auch manche unkirchliche Beiträge, die einem Weltgeistlichen, der vielleicht der Poenitenz wegen oben weilte, großen Spaß bereiteten; ich mache ihm keinen Vorwurf daraus. (Aus allen Weltteilen 1875, S. 79).

Von nah und fern, von Berg und von Thal, —
Welch festlich geschmückte Schaaren!
Die Rhöner sind es, die ohne Zahl
Zum „heiligen Kreuz“ wallfahren;
Es flattern die Fahnen in heiterer Luft,
Helltönend das Glöcklein vom Berge ruft.

Ja, steige hinauf, du gläubige Schaar,
Von Liebe beseelt und Verlangen,
Zu wandeln die Pfade, die voller Gefahr
St. Kilian einstens gegangen,
Von Bergeshöhen die segnende Hand
Ausstreckend über sein Frankenland.

Hinauf zum Kreuze, dem heil'gen Symbol,
Das die Stürme machtlos umtoben, —
Hinauf zum Kreuze, um dankesvoll
Den Apostel der Franken zu loben, —
Und über die Triften am Bergeshang
Hinschalle dein Dank- und Jubelgesang!

Zieh' aus deine Schuhe! Dort kniee dich hin
Mit Ehrfurcht — 's ist heilige Erde;
Dort trug St. Kilians Heldensinn
Apostolischen Amtes Beschwerde,
Bis daß er gebrochen den heidnischen Bann
Und Franken dem christlichen Glauben gewann.

Und steigt ihr herab vom heil'gen Asyl,
Heimkehrend zur friedlichen Hütte,
Bleib stets doch das Kreuz eures Lebens Ziel! —
St. Kilian, Du für uns bitte,
Daß mutig wir schützen gen jegliche Macht
Den Glauben der Väter, den Du uns gebracht.

Und kann ich euch nicht, ihr heiligen Höhn,
Am Kiliansfeste besteigen —
Und euch im festlichen Schmucke nicht seh'n,
Soll doch meine Muse nicht schweigen:
Drum feiert mein Lied in begeistertem Wort
Dich Kreuzberg, Frankenlands heiligsten Ort!

Ein ähnliches Wallfahrtsbild, aber minder großartig, bietet uns **Maria Ehrenberg**, der hauptsächlich aus der Fulder Gegend stark besucht wird. Hier fehlt Kloster und Wirtshaus; einsam, von Wald umschlossen, liegt die geräumige Wallfahrtskirche abseits von der Straße des Touristen. Aber vielbesucht ist es von den Wallfahrern, alle Samstag den Sommer über von einzelnen Gruppen, an mehreren Festen

aber von Tausenden. In der Nacht schon kommen sie singend und betend gezogen mit brennenden Kerzen, so daß weithin der Berg erhellt ist und besonders die vielhundertstufige breite Treppe einen wundervollen Anblick gewährt. — Bei Abgang eines Wirtshauses und weil die Prozessionen nicht gemeindeweise mit ihren Pfarrern kommen, darum war es allzeit ein schweres Stück Arbeit für den langjährigen Mottener Pfarrherrn, den vielbekannten Pfarrer Schach[1]), unter den Ständebesitzern, Wirten und Kaffeeköchen Ordnung zu halten.

Drum sang ihm auch bei seinem Abzug nach Oberleichtersbach ein Confrater unter anderem Folgendes:

Du bleibst zwar ein Rhöner, doch gränz'st du an Franken,
Brauchst nicht mehr mit Kerzen-Weibern zu zanken,
Wenn sie auf Maria-Ehrenbergs Höhen
Zu nahe dir an der Kirchthüre stehen,
Und auch nicht mehr nach Gendarmerie zu schicken,
Wenn Weck und Knoblinen der Kirchthür nahrücken, —
Und wenn dem Kommando: „Weiber zurück!"
Die Wirte antworten mit höhnischem Blick:
„Seitdem Sie hier sind, ist's immer ein Wesen,
So lassen's Sie's doch, wie es früher gewesen,
Denn an der Kirchthür dahier
Hat es stets gegeben Schnaps und Bier;
Wir habens Ihnen ja auch nicht verdacht,
Wenn hinterm Altar Sie ein Schlücklein gemacht,
Was Leute schon haben wahrgenommen,
Die just hinter den Bretterverschlag gekommen."

Der Umstand, daß in früheren Jahren oft der Schäfer seine Heerde in die offenstehende Kirche trieb zum Schutze gegen Unwetter, hat zu einer boshaften Anekdote Anlaß gegeben, die einem ebenso allen Ernstes erzählt wird, wie jener Streich, den einst die zum Schutze des Waldes wachen-

---

[1]) Von den vielen Anekdoten, welche den in der ganzen Rhön populären und bei den fürstlichen Kurgästen Brückenau's (besonders König Ludwig I.) beliebten Pfarrer Schach zum Gegenstand haben, soll nur eine erwähnt werden. Die verlebte Kaiserin von Rußland kam mit ihren Kindern öfter in sein Pfarrhaus zu Besuch und ergötzte sich an seiner biederen schwäbischen Gemütlichkeit. Einmal hatten die kaiserlichen Kinder im Garten recht wild gethan und zum Schrecken der Haushälterin manches verwüstet. Da sagte die Kaiserin begütigend: „Sie dürfens nicht übel nehmen, Herr Pfarrer, es sind halt Russen." —

den Forstgehilfen einem Vorbeter gespielt haben sollen. Ein weiteres Stückchen: Der kategorische Befehl, daß auf dem Ehrenberg wegen der Feuergefährlichkeit für den Wald kein Kaffee mehr gekocht werden dürfe, rief bei den Beteiligten große Aufregung hervor und gab zu folgendem Vorkommniß Anlaß.

Als einst König Ludwig I., bekanntlich der eigentliche Gründer und eifrigste Besucher des Brückenauer Bades, seine Ausfahrt machte gegen Motten zu, wurde sein Wagen plötzlich gehemmt durch eine Menge Weiber, die auf offener Straße mit ausgespannten Armen knieten. Befragt um dies auffällige Gebahren, erwiederten sie, sie wollten unsern Herrgott anrufen, daß ihnen wieder das Kaffeekochen auf dem Ehrenberg gestattet würde. — Man sagt, König Ludwig habe dann selbst die Rolle des Herrgotts gespielt und die Bitte gewährt.

Versetzen wir uns vom Ehrenberg auf einen andern Berg der Rhön, der für den Geologen ebenso wie für den Botaniker, am meisten aber für den Naturfreund Interesse hat, auf die waldumgürtete, felsumbaute **Milseburg**. Weithin schaut das kolossale Steinkreuz und die beiden Nebenfiguren ins Land hinaus, während das im Schutze des Felsgipfels geborgene Kapellchen nur von einer Seite sichtbar ist. Das ist der dritte, weniger stark besuchte Wallfahrtsort der Rhöner. Allwöchentlich im Sommer zwar hält der Pfarrer von Kleinsassen Gottesdienst hieroben, wozu wohl 30 — 40 Personen sich einfinden, und an Sonntag Nachmittagen gibts einzelne fromme Besucher. Der eigentlichen Wallfahrtstage sind aber nur vier, der erste am 11. Mai[1]), der letzte am ersten Sonntag des September (Schutzengelfest).

Die Wallfahrt selbst beschränkt sich auf den Besuch des Festgottesdienstes, zu dem stundenweit die Rhöner herbeieilen. Will man einen recht lieblichen Anblick haben, dann muß man bei Zeiten auf dem Gipfel stehen. Dann sieht man ringsum von Dörfern und Weilern die Schaaren heranziehen auf Wiesen- und Waldpfaden, nicht prozessionsweise, sondern

---

[1]) Am diesjährigen 11. Mai wurde dortselbst eine künstlerisch gefertigte Madonnenstatue auf dem Platze vor der Kapelle eingeweiht, eine neue Zierde für das liebliche Plätzchen.

einzeln und in Gruppen, — vom Plateau des Teufelstein, vom tiefgelegenen Kleinsassen, von dem Bränder- und Schweisbachergrund, deren Hütten und Weiler vor uns liegen. Etwas eng geht es zu auf der Milseburg; kaum hundert Personen faßt das schmucklose Kapellchen, das nur ein Glöcklein besitzt. Die große Menge sucht sich außen ihren Platz auf den leicht geneigten schmalen Rasenflächen, in welche der Pfad mündet, auf dem rings aufgemauerten Rasenplatz um die Kapelle oder auf den Felsblöcken und Terassen des Gipfels, so daß kein Flecklein Erde oder Fels unbenützt bleibt. Wenn der Pfarrer, der oft ganz allein den Dienst besorgt, in Sicht kommt, läßt das Glöcklein nochmal seine Stimme ertönen und alles drängt sich aus der Nähe der Verkaufsstände hinauf zum Kapellchen, denn die Predigt beginnt, — eine wirkliche Bergpredigt. Ein herrlicher Blick ists, von der steinernen Kanzel, die im Schatten der Felswand an die Kapelle angebaut ist, weit hinauszuschauen über die kuppen- und waldreiche Rhön, in deren Mitte wir stehen, oder in das Fulderland, das uns durch die vier Turmspitzen des Domes angedeutet wird, und hinauf zu den langen Höhenzügen des Thüringerwaldes, über welchen als ganz schwaches Pünktchen der Herkules auf Wilhelmshöhe sichtbar ist. Und das alles im Sonnenschein eines Pfingsttages, wo rings alles blüt und duftet und wo auf Steinen und Felsblöcken lauter festlich geputzte Rhöner und Rhönerinnen in bunter Abwechslung lagern, den Worten des Predigers lauschend, die mächtig in den Wald hineinklingen, — das ist ein Anblick, der auch den grimmigsten Feind der Wallfahrten versöhnlich stimmen kann. [1])

Weniger einladend ist freilich das Bild und dann etwas ernüchternd, wenn der Felskoloß von Nebeln eingehüllt ist, aus denen er gleich einer Insel emporragt, wenn ein feiner kalter Regen herniederrieselt auf die Zuhörer und das Pfeifen des Sturmwindes, der in hastigen Stößen über den freien Platz hereinfegt, die Worte fast übertönt. In solchen Fällen aber verliert der Rhöner seine Geduld nicht, er ist ja die Launen der Milseburg schon gewöhnt. Er läßt sich sogar

---

[1]) Ein Maler nahm ein solches Fest, das er mitfeierte, zum Gegenstand seines Bildes und erregte viel Aufsehen damit.

gefallen, daß der Prediger, der nichts als die aufgespannten Regenschirme vor sich sieht, ihn ersucht, ihm doch das Gesicht zu zeigen und den Regen geduldig zu ertragen, — und gehorcht auch willig.

Nach Beendigung der Feier eilen die Besucher aus den umliegenden Ortschaften sofort nach Hause zum Mittagstisch, nur die entfernt Wohnenden nehmen erst einen kleinen Imbiß und Trunk zu sich, aber in aller Eile, so daß oft um 12 Uhr keine Hand mehr sich findet, um den Mittagsgruß des Kapellenglöckchens ertönen zu lassen.

Ja die „Melseborg" übt eine große Anziehungskraft aus; da ist kein Haus im Dorfe, das nicht alljährlich einen Besucher stellt. Die ältesten Weiblein, die kaum auf ebener Straße recht fortkönnen, keuchen die steilen Pfade hinauf (mir erzählte ein Bauer in Kleinsassen, daß er z. B. im Monat Mai jeden Morgen die Milseburg besucht habe); leichtfüßig springt das junge Volk an ihnen vorüber, besonders wenn es heimwärts geht und man, wie ihm nachgeredet wird, in Liebhards oder Kleinsassen noch den Ablaß mitnehmen will, d. h. die Tanzmusik, die am 1. Sonntag im September gehalten wird. Dann mag freilich die Erinnerung an die Predigt längst verflogen sein, so daß der Bursch, den der strenge Vater daheim examiniert, von dem Inhalt der „grausam" oder „barbarisch" schönen Predigt weiter nichts zu sagen weiß, als: „Er hat halt 'n heilge Geist ruisgestriche". Die Maje dagegen wissen mehr zu erzählen, welcher Härr gepredigt hat und was und wie, und wie stark der Besuch gewesen und wen sie getroffen aus der weitzerstreuten Freundschaft, — und am St. Gangolfsfest (11. Mai) wird sicherlich auch berichtet, „ob wieder die Weiber ihr Sach kreigt hon," weil die Legende vom hl. Gangolf im Volksmund dahin umgestaltet wurde, daß derselbe „a schlömm' Frau" gehabt, die ihm das Leben verbittert und ihn in die Wildniß der Milseburg getrieben habe.

Hieher gehören auch einige Patrociniums- und Kirchenfeste, die in einzelnen Dörfern mit besonderer Feierlichkeit begangen und darum vom ganzen Grund besucht werden; sei es nun das Jörgefest („Jörge-Güt") in „Poppehuse", oder das Skapulierfest in „Reulich", das sog. Birnfest in Batten, und schließlich das Rosenkranzfest in Hilders; jenseits der Rhön

werden solche Feste insgemein „Hirschbreifeste“ genannt. Auch hier treffen sich wieder Freunde und Bekannte von nah und fern, und so bleibt der Rhöner ohne zeitraubende Korrespondenz in beständigem und lebhaften Verkehr mit seiner Freundschaft und mit der ganzen Rhön und schafft sich so eine Anregung für sein Gemüt, die der auf der Scholle klebende Gaubauer sich nicht bereitet.

Das Kapitel von den kirchlichen Festen und von den Wallfahrten ist etwas lang ausgefallen; aber sollte oder dürfte man diese Seite des Volkslebens mit Stillschweigen umgehen? Gewiß nicht, wenn man das Volk kennen lernen und erfahren will, aus welchen Quellen das Volk und besonders die Armen ihre Erholung und Aufheiterung, man darf sagen, ihre Poesie schöpfen, ohne welche einmal die Prosa des Lebens nicht zu ertragen ist. Freilich darf man dieses Bild nicht betrachten mit dem Auge jenes Touristen, der kurz erwähnt, daß auf der Milseburg unter freiem Himmel gepredigt wird, und dann fortfährt: „Etwas tiefer aber liegen angebrannte Papierfetzen, halb verkohltes Reisig und Strohwische; das ist der Herdplatz für die hungrigen Gläubigen, da werden Bratwürste geschmort, da wird Bier verzapft und lustig geschwärmt.“ Dann fügt er — man sieht, wie er dabei die Nase rümpft — hinzu: „Noch ein echtes Stück Mittelalter!“ Ich glaube, daß dieser Rhönschilderer weder solche angebrannte Papierfetzen mit eigenen Augen gesehen, noch daß er die Rhöner hat lustig schwärmen sehen, noch auch, daß er das Mittelalter studiert hat. —

Holen wir nun nach, was unterdessen — in der Sommerszeit — der Rhöner bei seiner Arbeit an Freuden und Leiden erlebt hat.

Am 1. Mai — am Walberstag — beginnt das sommerliche Leben. Die Rhönschafe, die bisher ihr Futter auf den Triften gefunden, müssen dem Großvieh Platz machen; jene werden einem Schäfer anvertraut, während über diese der Gemeindehirt das Kommando übernimmt. Ein wichtiger Tag ist jener, an welchem das „Hörnereisen“ von Haus zu Haus geschickt wird, es dient mit den zwei daran befindlichen Oeffnungen dazu, die zu langen Hörner in entsprechender Weise kürzen zu lassen und ist zugleich die Ansage, daß andern

Tags der erste Auszug stattfindet[1]). Dann ertönt alltäglich das unmelodische Getön des Hirtenhorns, und stolz wie ein Feldherr steht der Hirt auf der Straße und erwartet, wie seine Untergebenen in lustigen Sprüngen sich um ihn sammeln; die munteren Geißen haben natürlich Langeweile, bis die schwerwandelnden Ochsen heranschreiten und erklettern die aufgeschichteten Holzstämme, um die zarten Blättchen der über den Zaun hängenden Baumzweige abzufressen.

Im Monat Mai hält auch der Kaplan seine zweite Ernte, d. h. seinen **Wollentermin**, der ihm in guten Dörfern 10—30 Pfund Wolle einträgt und ihn auf Jahre hinaus mit diesem Artikel versorgt.

In Haus und Hof reißt die Arbeit nicht mehr ab; — die Tuchbleichen werden instandgesetzt, das Flachssäen beginnt, die Sommerfrucht erfordert wochenlange Arbeit, die „Erdäppel" wollen gelegt sein, — und dabei rückt der Jahreszeiger langsam weiter. Der Wald verliert sein lichtes Grün und nimmt eine dunklere Färbung an, denn endlich haben auch die Buchen ihren Blätterschmuck angelegt; das Maje bestellt ihren Garten und ist stolz darauf, wenn es dem vorbeigehenden Kaplan den ersten Zwieck aus Levkojen und Pfingstnelken überreichen kann. Schon leuchten die blauen Kornblumen und die rothen Glitschen aus dem kniehohen Saatfeld; der Flachsacker steht in seinem himmelblauen Kleide da, ein freudiger Anblick für die Hausfrauen. Die Blutfinken erhalten jetzt ihre erste Lektion und bringen den Lehrmeister zur Verzweiflung, wenn durchaus kein Talent oder zu große Bequemlichkeit sich zeigt. — Es kommt das

Johannisfest,

an welches sich von jeher und in allen deutschen Gauen die verschiedensten Gebräuche knüpfen. Von diesen sind auch in der Rhön noch einige erhalten. Allgemein gebräuchlich in der Vor- und Hinterrhön ist das Schmücken der Hausthüre d. i. des oberen Balkens mit einer Guirlande von Kornblumen, Johanneskronen, Pfingstrosen und Feuerlilien. So ziemlich verschwunden ist die Sitte der

[1]) Die Gersfelder Dorfordnung besagt: „Da Schultheiß und Vierer einen Nachbar mit dem Hörnereisen strafbar befinden, soll er von jedem Horn, so unrecht befunden, 2 Knacken Straff geben."

Johannisfeuer.

In der Nacht vor Johanni singen die jungen Bursche vor den Häusern meistens Kirchenlieder und erhalten hiefür Eier. Am Tage selbst zieht die männliche Schuljugend mit einem großen aus Feldblumen gewundenen Kranze, der an einer Stange getragen wird, von Haus zu Haus. Dabei singen sie:

Vi—Va—Veit!
Johannes ist nicht weit,
Ist ein reicher Bauer im Haus,
Langt einen Arm voll Scheit heraus!

Wenn sie nichts oder wenig erhalten, kommt folgender Spottvers:

Fi—Fa—Fix,
Wir haben noch gar nix,
Kommen vor eine Thür,
Steckt der Riegel für,
Für steckt der Riegel,
Bank ist kei' Ziegel,
Ziegel ist kei' Bank,
Glöckle geht im Gang,
Im Gang geht das Glöckle,
Tuch braucht man zum Röckle,
Zum Röckle braucht man Tuch,
Der Keller [1]) liest im Buch,
Im Buch liest der Keller,
Stai' liegt auf der Eller,
Auf der Eller liegt a Stai;
Da hüpft die alte Schindmähre
Auf dreitausend Bai.

Das zusammenterminierte Holz wird zu einem Bergfeuer [2]) verwendet, wobei aber nur die Schuljugend sich herumtummelt, während das Springen über das Johannisfeuer, wie es im bayerischen Gebirge in Uebung war, mehr der erwachsenen Jugend zur Belustigung diente. Diese Sitte geht aber allmählich verloren, gibt es doch Dörfer, wo sie seit zwanzig Jahren nicht mehr geübt wurde. Die Sprüche sind natürlich im Lauf der Zeit korrumpiert worden, so daß sie viel von ihrem ursprünglichen Sinn und Inhalt mögen eingebüßt haben.

[1]) Der Amtskeller, kurzweg Keller, war in alter Zeit der fürstliche Amtmann, die gewichtigste und gefürchtetste Persönlichkeit.
[2]) In manchen Dörfern Gehannes-Hause genannt.

— Angebrannte Holzstücke, die man aus dem Johannisfeuer nimmt, steckt man in das Flachsfeld; so lang diese Stücke sind, so lang wird der Flachs. Kohlen vom Johannisfeuer steckt man unter die Dachsparren, ebenso wie die sog. Judaskohlen vom Charsamstag, dann soll kein Gewitter einschlagen.

Nach wenigen Wochen beginnt die **Heuernte**, eine mühevolle Arbeit und zugleich ein ländliches Fest. Letzteres ist mit Vorbehalt zu verstehen. Man liest zwar von Musik und Gesang, von dem malerischen Anblicke eines förmlichen Zeltlagers, da das Heumachen auf dem von Ortschaften sehr entlegenen Rücken der hohen Rhön mehrere Tage in Anspruch nimmt. Aber in Wirklichkeit beschränkt sich die Festlichkeit darauf, daß man sich bei der Arbeit etwas aufheitert und am Abend nach der Mahlzeit ein bischen zusammensitzt; allerdings mögen dann einzelne offen brennende Feuer (gewöhnlich gibts kalte Küche) und die über die im Abenddunkel einschlummernde Heide leise hingleitenden Töne eines Volks- oder Kirchenliedes eine ganz eigentümliche Stimmung hervorrufen. Nur beim Heimzug ins Dorf geht's lustiger zu, wobei manchmal auch die Dorfmusik sich beteiligt. Aber im ganzen steckt hinter der poetischen Außenseite viel Plag und Arbeit, wie der Oberelsbacher Rhöndichter in seinem

Mähderlied,

(nach einer Kirchenmelodie singbar) derb aber wahr besungen hat.

O ihr Mähder all auf Erden!
Das sind heuer groß Beschwerden,
Darum bittet Gott allzeit,
Daß die Sens' im Zirkel bleibt.
  Höret gnädig unsre Bitten:
  Wollet uns recht Fleisch 'raufschicken,
  Käsebrod und Brantewein,
  Laßt das Gras beim Teufel sein!

Früh, eh noch die Sonn' sich zeiget,
Flugs man aus dem Zelte steiget,
Haut und mäht den ganzen Tag, —
Das ist wahrlich eine harte Plag.
  Höret gnädig 2c.

Wenn die Kötze lang ausbleibet,
Mattigkeit den Schweiß austreibet
Und uns jede Rippe kracht,
Dann, o Mäher, gute Nacht!

Wenn der Mähherr[1]) vornher zappelt
Und das Mähderle hintenach krabbelt,
Ach was ist das für 'ne Pein, —
O du armes Mähderlein!

Wenn der Mehlthau sich anhanget
Und die Zung nach Bier verlanget
Wenn die Sens' fast nicht mehr geht,
Das Gedärm' im Leib sich dreht.

Wenn die Sonn in ihrem Mute —
Sengt das Haar mit sammt dem Hute,
Das Blut in allen Adern kocht
Und das Hirn im Kopfe pocht.

Jetzt kommt die goldne Mittagsstund:
Man hat den Bissen noch im Mund,
Heißt es: „Allons, wieder auf,
Auf das große Feld hinauf!

Dies geht bis nach Wüstensachsen
Und durchs ganze Weimar-Sachsen,
Erst bei Bremen[2]) hört es auf,
Haut nur Alle tapfer drauf!

Wenn sie (die Sonne) endlich untergangen,
Alle Glieder matt dran hangen,
Fieber aller Art sich zeigt,
Das ist wahrlich gar nicht leicht.

Wenn man sich nun niederleget,
Jeder Floh sich gleich beweget,
Läuft die ganze Nacht im Kleid,
Das ist erst ein Herzeleid.

Die Arbeit des Sommers beschäftigt alle rüstigen Hände, die schon selbständig zu Mittag in die Schüssel langen können. Wer entbehrlich ist bei der heimischen Arbeit, ergreift das Wanderbündel, nimmt Sichel oder Dreschflegel und wandert „in den Schniet."

Die Kinder, noch nicht zur Feldarbeit reif, ziehen haufenweise in den Wald (soweit er nicht preußisch ist, denn der letztere ist durch die Paragraphen des neuesten Forstgesetzes

---

[1]) Das ist der Herr des Feldes selbst, oder der das Mähen übernommen hat und der als gutes Vorbild vorausmäht.

[2]) Ein weimarisches Dorf am Nordende der hohen Rhön, während Wüstensachsen am Südende liegt.

strengstens umzäunt) und suchen besonders auf den Waldblößen die zahllosen Heidelbeerbüsche ab, um mit dieser ohne Mühe erwachsenen Ernte entweder den häuslichen Bedarf zu decken oder eine kleine Handelschaft zu treiben. Lustig und fröhlich zieht die Karavane aus und durchstreift nach allen Richtungen das Erntefeld, durch lauten Zuruf miteinander Fühlung behaltend; beim Heimkehren sieht man an den flatternden Flachshaaren und den geröteten Gesichtern der Kinder, daß sie es nicht an Bewegung und Spiel haben fehlen lassen, und die dunkel gefärbten Lippen weisen darauf hin, daß dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verbunden war. Fröhlich singen sie im Heimziehen ihr uraltes Liedchen:

Die Beer-Maje komme,
Die Müs schlö'nn die Trumme',
Die Katze kehrn die Stube uis,
Die Spatze trö'n de Dräck nuis;
Nu — is Alles uis.
(oder: Kitze[1]) gewonn', — Platze Gäld,
Eins — uis!)

Andere derartige Liedchen sind:

Hohme, hohme, hohme,
De schwoaze Beerlüt kome,
Hom en große Honger.
De Aeller schleßt de Schank uff.
Thot en grosse Koche ruis,
So groß be en Möllnroad,
Doa wern de schwoaze Beerlüt all soat.

Ich geng emahl in de rote Beer,
Da hoatt ich mi Töppe halber leer;
Da kohm ich bei en Stai,
Doa schmeß ich's korz o' klei.

Dabei vergessen sie nicht, eine sinnige Ovation zu bringen, den Zehnten gleichsam von ihrer Ernte. Sie legen nämlich an jedem Kreuz oder Bildstock, an welchem sie vorbeikommen, einige der schönsten Beeren (ungefähr zehn) als Opfer nieder. Unpraktisch ist diese Sitte durchaus nicht; denn diese geopferten

---

[1]) Eine Haselnuß ohne Kern; auch das Stichwort bei einem Kinderspiel, in welchem eines so lang von dem Haufen Nüsse wegnehmen kann, bis die vorherbezeichnete Nuß getroffen ist, wobei die anderen „Kitz" rufen.

Beeren kommen entweder den Spatzen zu gut, oder den mit dieser Sitte bekannten Jungen, welche dieselben ohne besonderen Dank von dem primitiven Opfertische hinwegnehmen.

August und September bringt die Flachsernte mit den schon geschilderten Gebräuchen; im Drei- oder Viervierteltakt schallen die Schläge der Dreschflegel aus den geöffneten Scheunentennen. Früher wo die Dreschmaschine noch nicht im Gebrauch war, dauerte diese Musik den ganzen Winter über bis gegen Lichtmeß, jetzt aber ist sie bis zur Kirmes gänzlich verstummt. Beim Ausdreschen, d. h. wenn das letzte Mal gedroschen wurde, bestand der Brauch, einen „Gönder“ in irgend einen Bund Getreid zu verstecken, der von den Jungen aufgespürt, „gefangen“ wurde.

Die Schnitter und Dröscher sind heimgekehrt zum väterlichen Herde und haben die ersparten Thaler dem Hausvater überbracht, der sie wehmütig in Empfang nimmt, denn nur wenige Wochen darf er sich ihres ungestörten Besitzes erfreuen, — Martini steht ja vor der Thür, der vielgefürchtete Zinstermin. Das junge Volk aber kümmert sich nicht um solche Sorgen, sondern rüstet geschäftig und freut sich auf die Kirmes; ein Vergnügen, das in der Hinterrhön doppelt genossen werden kann, da die hessische und bayerische Kirmes acht Tage von einander gefeiert werden.

Und so ständen wir wieder bei der Kirmes, mit deren Schilderung wir das Festjahr des Rhöners begonnen haben. Es ist ein bescheidener, aber doch nicht schmuckloser Kranz, den altehrwürdige Traditionen, das Festjahr der Kirche oder der eigene poetische Sinn dieses Gebirgsvölkchens gewunden hat, um damit sein arbeits- und sorgenschweres Leben zu umkränzen. Wenn nur nicht Unverstand oder ein gewisser prosaischer Sinn, vor dem nur das Reelle und Praktische Gnade findet, ein Blümchen nach dem andern aus diesem Kranze zauste, so daß schließlich nur mehr eine schöne Erinnerung sein wird, von den Alten am Ofen erzählt für die junge Generation, was jetzt noch Leben und Wirklichkeit ist.

Dritter Vortrag.

Charakter und Sprache der Rhöner.

Gehalten am 4. April.

Ich komme heute zum dritten und schwierigsten Teile meiner Abhandlung über die Rhöner, ich lasse sie nämlich handeln und sprechen.

Bisher habe ich nur einzelne Züge aus dem Leben und Treiben der Rhöner gesammelt und nach äußeren Gesichtspunkten geordnet, — heute will ich sie nach inneren Motiven zu einem einheitlichen Bilde gestalten und ein Gesammturteil darüber abgeben. Bisher habe ich gelegentlich verschiedene Sprachproben zum besten gegeben, heute will ich eine systematische Darstellung und Gliederung der Rhönersprache versuchen — beides eine Aufgabe, die mancherlei Schwierigkeiten bietet.

Schon die Charakteristik eines einzelnen Menschen ist ein schwierig Ding; denn jeder Untugend und schlimmen Eigenschaft, die wir ihm auf Grund unserer Beobachtungen nachweisen, wird er sofort zwei Tugenden entgegenstellen, die er natürlich im Verborgenen übte und die sich jeder Kontrolle entziehen. Und gar, wo es sich um das innere, um das Seelenleben handelt, um den Kampf gegen die Leidenschaften,

da könnte mancher dem strengen Sittenrichter entgegnen: „Du hast wohl eine Niederlage gesehen, die offenkundig geworden, aber du hast nicht gesehen, wie oft ich — allen unbeachtet — einen Sieg errungen habe.

Gilt es nun gar, eine kleinere odere größere Gruppe von Individuen, eine Gemeinde, einen Gau nach seinem wahren sittlichen Werte zu beurteilen, dann ist die Sache noch schwieriger. Da stellt man einem Exempel, das wir für irgend ein Urteil aufstellen, gleich zwei und drei andere entgegen, die dasselbe hinfällig und die Regel zur Ausnahme machen.

Deßhalb muß man sich wohl bei Charakteristik einer ganzen Gegend, die wie die Rhön in landschaftlicher, in politischer und in volkswirtschaftlicher Beziehung mehrfach gegliedert ist, mehr auf allgemeine Umrisse beschränken, innerhalb derer zwei- und dreifache Abstufung und Schattierung möglich ist. Die größte Vorsicht ist hiebei all jenen anzuraten, die nicht durchaus mit dem Volke, das sie beurteilen, vertraut sind, die nicht Gelegenheit hatten, es unentdeckt zu belauschen; Touristen nämlich, die sich da und dort von einem pfiffigen Rhöner etwas aufplaudern lassen, oder die von älteren Werken einfach abschreiben, sind hiebei ganz unkompetent. Solche werden auch nur über die Schönheit, nicht über die Wahrheit dieser Rhönbilder urteilen können. Letzteres aber habe ich vor allem erstrebt gleich jenen Künstlern, deren Bildern das Lob gespendet wird, daß ihre Personen zu leben und zu sprechen scheinen. Möge es auch bei meinen Bildern heißen: „Ja, so handeln und so sprechen die Rhöner!" Urteile alter und neuer Zeit, wie sie da und dort zerstreut sind, habe ich unberücksichtigt gelassen, weil ich mir mein Urteil selbst und aus eigener Erfahrung gebildet habe. Wer mehr und besser die Rhöner beobachtet und studiert hat, der möge mich gütigst korrigieren!

Womit beginnen wir die Charakteristik? Ich erinnere an den alten Satz, welchen die Psychologie aufstellt und die Erfahrung meistens bestätigt, „mens sana in corpore sano," d. h. die physischen und gesundheitlichen Zustände des Menschen üben einen großen Einfluß auf seinen geistigen und Gemütszustand. Oder negativ gesprochen, von einem körperlich herunter-

gekommenen, verkrüppelten Geschlechte läßt sich nichts Besonderes erwarten in geistiger Beziehung; von Dornen erntet man keine Feigen.

Der Rhöner — und damit beginnen wir, ihn zu zeichnen — erfreut sich durchschnittlich einer kräftigen Körperkonstitution, die er auch sehr vonnöten hat, um einerseits den Kampf mit der Not des Lebens aufnehmen, d. i. streng arbeiten und auch fasten zu können, andererseits um den Unbilden des rauhen Klimas einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen.

Alle Schilderer der Rhön sind einig darin, daß sie die Rhöner als einen gesunden, robusten Menschenschlag bezeichnen. Wir brauchen da nicht gerade an lauter Grenadiergestalten zu denken, obwol manche Rhöndörfer ein ziemliches Kontingent stellen zu den bayerischen Kürassieren und in der preußischen Rhön zur Garde nach Berlin. Als besten Beweis hiefür könnte ich mich selbst aufstellen; denn die 6′ 2″, die mir einst nach bayerischem Rekrutenmaß angemessen wurden, sind auf Rechnung meiner Rhöner-Abstammung zu setzen (mein Vater nämlich stammt aus der Vierhügelstadt „Wärrbärg" bei Brückenau), und doch bin ich noch der kleinste von drei Brüdern. Ein viel prägnanteres Beispiel freilich wäre unser verehrter Rhönonkel, Landrichter Trabert, dessen Wiege im Rhöndorfe Hausen gestanden ist und der auch die Größten um eines Kopfes Länge überragt. Eine echte Rhöngestalt in Statur, Gang und Haltung war auch der vielbekannte Professor Gerhard, der aus Heufurt stammte. Vielleicht könnten noch manche in unserer Mitte meine Behauptung bestätigen.

Doch nicht die Größe ist es, die den Rhöner auszeichnet, sondern mehr die Kraft der Muskeln, die Kompaktheit und Widerstandsfähigkeit der ganzen Konstitution, die der Rhöner selbst mit den Worten bezeichnet, „das eß a Mordsbängel." Bis so ein Rhöner Dröscher seinen breiten Dreschflegel emporhebt und zur Erhöhung des Schwunges den „Knöppel" nochmal um die Achse laufen und an die Handhabe anschlagen läßt, dauert's schon etwas länger, aber in dem niederfallenden Schlage liegt nochmal so viel Wucht und Kraft, als in dem schnellen und gefällig klingenden Geklapper, das unsere Bauernbürschlein vollführen.

Trotz seines meist proportionierten Körpers hat der Rhöner kein schönes Gangwerk; meist sind dafür die Holzschuhe verantwortlich, in denen das Rhöner Menschenkind aufwächst und in welchen er einen schwerfälligen und schleppenden Gang sich angewöhnt. Vielleicht trägt auch dazu bei jenes Gefühl der Armut und Bescheidenheit, welches unwillkührlich dem Körper eine lässige Haltung aufdrückt, während der Gaubursch mit der schweren silbernen Kette und dem seidenen Halstuch den Kopf steif in den Nacken setzt; und die Gaubäuerinnen sind ohnedies durch die weitstrotzenden Röcke und durch die zierlich ausgeschnittenen Schuhe auf einen zierlichen Gang angewiesen, der bei der Rhönerin — in der Regel wenigstens — durchaus nicht zu finden ist. Auch in Punkto „Schönheit" muß die Rhönerin hinter den Frankentöchtern zurückbleiben, aber die starkknochigen Gesichter prangen im Rot der Gesundheit und aus den Augen spricht Gewecktheit und Munterkeit; das ist wohl auch Schönheit.

Wenn in manchen Strichen und Dörfern der Rhön durchweg eine bleiche Gesichtsfarbe beobachtet wird, so ist das, wie ich schon angedeutet, auf Rechnung der schlechten Ernährung zu setzen und auf den Mangel an frischer Luft in den beschränkten Wohnungsräumen, bei manchen auch auf frühzeitigen und anhaltenden Schnapskonsum.

Noch etwas gehört in dieses Kapitel. Der Rhöner ist abgehärtet gegen alle Unbild des Wetters. Stundenweit watet er durch Schnee und Regen und Sumpf, um dann ebensolang in der kalten Kirche zu stehen; höchstens daß er durch „a Kännje" die nötige innere Wärme sich verschafft. Von Handschuhen, Ueberzieher, Halstuch weiß er im strengsten Winter nichts; ein Tuch um die Ohren, eine Pfeife im Munde, die Hände in den Taschen, so geht er durch dick und dünn.

Schon das zarte Kindlein, wenige Tage oder Stunden alt, wird nach dieser Methode behandelt. In Tücher eingewickelt und an die Brust der Hebamme gebunden*), wird es stundenweit von den Einzelhöfen in die Pfarrkirche zur

---

*) Solche „Einfaßtücher," mit Borten verziert, gehörten früher zur Ausstaffierung.

Taufe getragen; die Hebamme muß dabei oft Mannsstiefel anziehen, um durch den Schnee waten zu können; nur in den seltensten Fällen plagen die Leute den Pfarrer hinaus.

Hieher gehört eine wenn auch erfundene Anekdote von jenem Bauern, der zur Winterszeit Zwillingskinder nach Weid zur Taufe brachte und zwar im „Büchseranze“. Im Pfarrhaus angekommen, stellte er ihn nieder mit den Worten: „Da hun ech äbbes Kenn' ze taife“; als er nun die Kinder hervorholte, war das eine der Kälte bereits erlegen; da brummte der Alte „da, no eß des Luider a'gestanne“.

Auch das wird einer Rhöner Hebamme nachgesagt, daß sie — nach dem im Wirtshause eingenommenen Taufschmaus — beim Heimgehen das Kind verloren habe; es war aus dem „Küsse“ durchgerutscht und unbemerkt in den Schnee gefallen.

Gehen wir nun über zur zweiten Frage, die sich folgerichtig anschließt, ob nämlich der Rhöner die Kraft seines Körpers, besonders seiner Hände zu verwerten weiß.

Da haben wir, wo von der Beschäftigung und der Industrie des Rhöners die Rede war, schon gehört, daß er arbeiten kann und auch gerne arbeitet, ob es nun die schwere Arbeit ist der Landwirtschaft, des Taglohnes oder die feinere der Holzschnitzerei oder die mehr weibliche Arbeit des Webens, Spinnens und Strickens, deren sich auch die „Mannslüt“ nicht schämen.

Das ist sicher, daß der ächte Rhöner nicht leicht, selbst nicht durch seine Lustbarkeiten und Excesse, sich die Arbeitskraft mindern läßt. So kommt es vor, daß die Bursche, wenn sie von einer großen Hochzeit frühmorgens heimgekommen, statt sich die Ruhe zu gönnen, sofort an ihre Arbeit gehen. Da käme der „Jong“ schön an bei seinem strengen Vater, wenn er sich auf die faule Haut legen und seinen Hochzeitsdusel ausschlafen wollte, — Bewegung und Arbeit in der frischen Morgenluft ist ohnedies ein probates Mittel, den Kopf wieder hell zu machen.

Auch ein anderer Punkt ist zum Teil schon erwähnt worden, daß nämlich der Rhöner anstellig ist zu den verschiedensten Handarbeiten und daß er, was Schnitzerei, Tischlerei und sogen. Bößlerei anlangt, gewöhnlich keinen Lehrmeister

braucht, sondern in seinen Mußestunden von selbst darauf kommt und sich darin übt, z. B. Flechten der Kartoffelkörbe, Reife an Gelten und Kübel zu binden, versteht in jedem Hause eines. —

Ein wichtiges Kapitel ist das von der **geistigen Befähigung** des Rhöners. Wenn irgendwo das Wort seine Geltung hat, daß oft unter dem unscheinlichsten Aeußeren und in den ärmlichsten Verhältnissen sich ein reges Geistesleben entfaltet, so ist es bei dem armen und plump ausschauenden Rhöner der Fall.

Ich berufe mich zunächst auf das Urteil eines Schulmannes, der viele Jahre lang die Rhöner Schulen visitierte und später nach Franken in echte Gaudörfer kam und der mir sagte, daß die Kinder der Rhön durchweg viel geweckter und talentierter seien, als die des Flachlandes, — eine Erfahrung, die ja auch sonst oft gemacht und ausgesprochen worden ist.

Einen weiteren Beweis dafür suchen wir bei den Erwachsenen, die zwar auch, gerade wie bei uns, das in der Schule Erlernte wieder vergessen, die aber doch etwas mehr Eifer zeigen, in dieser Beziehung ihre Kenntnisse zu verwerten.

Hier wären zu erwähnen die Liederbücher, welche sich die Mädchen anlegen und die mit der größten Sorgfalt und Sauberkeit weitergeführt werden. Ferner die Briefe, welche die Söhne und Töchter nach Hause schreiben, und die zwar auch von Schreibfehlern wimmeln, in denen aber doch mehr zu finden ist als die landläufige Phrase: „Ich bin Gott sei Dank gesund, und wenn ihr auch gesund seid, so thut es mich sehr freuen.“ Nein, da liest man schon auch von Land und Leuten, was es alles in Frankfurt oder Berlin zu sehen und zu hören gibt.

Einen ganz merkwürdigen Beleg für die Schreibkundigkeit habe ich entdeckt, indem ich an verschiedenen Orten (Oberbernhards, Nordheim, Hausen, Langenberg) Gebetbücher auffand, welche sich im vorigen Jahrhundert einfache Bauern zusammengeschrieben haben. Sie sind 300 und mehr Seiten stark, Oktav und Folio, jede Seite sorgfältig liniert, die Aufschriften der einzelnen Abschnitte und die Initialen mit roter Schrift ausgeführt, mit Index und Titelblatt versehen, kurz

— richtige mittelalterliche Handschriften. Und wie vieles mag noch unbeachtet und vergessen in den Schränken einer Bauernstube oder auf dem Speicher unter dem alten Gerümpel begraben sein!

Auch der ehemalige Domdechant Benkert führt in seinem Werkchen über Nordheim und Umgebung[1]) Stellen aus Rhöner Briefen an mit dem Beifügen, daß sie zugleich ein Beweis seien von der Bildung mancher Bauern auf der Rhön, und daß er hiebei nur an der Orthographie, aber nichts am Inhalte geändert habe. — Auch das könnte als ein Beweis der Schreibfertigkeit dienen, daß gar mancher Vorsteher, besonders unter preußischem Regime, welches eine einfachere Geschäftsführung anbahnte, sich von der Vormundschaft des Gemeindeschreibers frei machte und selbständig amtierte. Freilich kamen da manche Lapsus vor, wie z. B. bei jenem Scholtes, der ohne es zu wissen, die lateinische Konstruktion imitierte und den Genitivus objectivus anwendete, indem er an die Staatsanwaltschaft berichtete über „Straßenrainigkeit und Krobheit des Unterfertigten." Auch fing er einen Bericht folgendermaßen an: „Guten Morgen, Herr Bezirksamtmann". Aehnlich ein ehrsamer Maurermeister, der bei der Feuerbeschau war; er leitete seinen Bericht ein mit „liebe Baubehörde" und unterzeichnete sich: „Euer getreuer P. F." —

Was das Schriftwesen anlangt, wären noch einige Kuriosa zu verzeichnen:

Eine Rhönerin, die sich zu einem Liebesbrief verstieg, wußte zwar im Kontext die rechten Worte zu finden, aber in der Titulatur war sie nicht recht bewandert; darum schrieb sie, anschließend an den dort üblichen Gebrauch, mit dem christlichen Gruß sich zu begrüßen „Globt 'ses Christes, Kares![2])

Eine andere schrieb an ihren in der Ferne weilenden Geliebten, der seines Zeichens k. b. Gendarm war, folgenden Passus: „Weißt du noch, wie du mir an dem Kappesenflecken

---

[1]) Historisch-topographisch-statistische Beschreibung von dem Marktflecken Nordheim vor der Rhöne nebst den Filialdörfern Heufurt, Roth mit der alten Hildenburg und Neustädtles. Würzburg 1821.

[2]) Volkstümlicher Ausdruck für Schatz oder Geliebter, vom französischen caresser liebkosen.

den letzten Muillen[1]) gabst und der Franzköß, der schlechte Kommissionen, mich eine Züppin geheißen."

Ein altes Weiblein, das dem früheren Kaplan den Flachs spinnen mußte und mit ihm abrechnen wollte, diktierte, weil sie selbst des Schreibens unkundig war, ihrem Maje Folgendes: „Mei senn noch net färtig met onsere Rächning; es trefft noch 4 Krüzer ohn (die sie herauszahlen mußte); und dann Se mer se net schänke, moß ech se halt verbät." —

Ein fernerer Beweis für die geistige Anlage ist der, daß in der Rhön das Theaterspielen eine viel und gern geübte Kunst ist.

In dieser Beziehung hat seit ältester Zeit „Oberälsbich" den größten Ruf. In den 20er und 30er Jahren, so erzählen die damals Mitwirkenden, sei im Winter fast alle vier Wochen „Komeding" gespielt worden. Man gab sogar auswärts, in Hausen, Fladungen, Gastrollen und wagte sich dabei an klassische Werke, z. B. an Schillers Räuber. In neuerer Zeit, in der die Sache ganz zu verfallen drohte, nahm sich dann der Pfarrer darum an, aber er suchte, was leicht begreiflich, seine Pastoralzwecke dabei zu verfolgen. So modelte er beim Lumpazi-Vagabundus, das ein Lieblingsstück der Oberälsbicher ist, den Schluß also um, daß der leibhaftige Satanas den Lumpen holt, was großen Effekt erzielte, während das Gegenbild das häusliche Glück des fleißigen und nüchternen Kameraden zeigte. Auch in Bischofsheim und Haselbach waren solche Spiele, besonders Volksstücke, in alter Zeit sehr häufig.

In Hilders bin ich selbst Augenzeuge und Mithelfer gewesen bei der theatralischen Thätigkeit. Nachdem die ersten Versuche in Lustspiel und in Ritterschauspiel glücklich ausgefallen, wagte man sich an Höheres, an die religiösen Dramen von Molitor (Claudia Procula, Magdalena, Freigelassene Neros und Sebastian). Da ich selbst dabei beteiligt war, will ich mein Urteil nicht anführen; aber die Beamten, die katholischen und protestantischen Pfarrer der Umgegend, die das Theater besuchten, waren voll des Lobes über die Leistungen.

---

[1]) = Kuß; so sagt man zu den Kindern: „Gäb mei a schö Muillje (Mäulchen)!"

In einer Beziehung übertrafen diese ländlichen Spieler das Personal der modernen Bühnen, im Memorieren nämlich. Ich erinnere mich noch, wie die Heldin eines Stückes, eine arme Dienstmagd, aber eine stattliche Erscheinung, mit einer seltenen Treue, mit Ausdruck und Empfindung die längsten und schwersten Monologe recitierte[1]). Die Kostüme waren ganz getreu nach klassischen Mustern angefertigt; die Coulissen aber malte ein Gerichtssekretar und der leider zu früh verstorbene, ausgezeichnete Musiker Franz Josef Fromm aus Hilders, der bei der Münchener Hofkapelle angestellt war und sich zugleich in der Malerei ausgebildet hatte. — Ich habe später einmal Theater spielen sehen in einem Frankengau, aber was war das für ein unbeholfenes Wesen dagegen!

In Hilders kannte man diese Spiele schon im vorigen Jahrhundert; die Anregung hiezu gab der Pfarrer Nikolaus Rehm (1763), welcher selbst solche Spiele verfaßte oder aus dem Lateinischen übersetzte (u. a. ein biblisches Trauerspiel „der unglückselige Jeroboam").

Auch in anderen Rhöndörfern hat man jetzt angefangen, besonders geistliche Spiele zu pflegen. So wurden schon seit 10 Jahren in Thalau und Schmalnau Krippen- und Passionsspiele aufgeführt und in neuester Zeit hat man auch in Seiferts und Wüstensachsen den Anfang mit Krippenspielen gemacht.

Ein weiterer Beweis für die geistige Befähigung der Rhöner, dessen schon Jäger erwähnt, ist dieser, daß aus der Rhön, bes. aus Nordheim, Bischofsheim und Hilders eine Menge Studierender hervorgegangen sind, angefangen vom berühmten Jesuiten Athanasius Kircher aus Geisa bis zu den Studentlein, die heute noch auf den lateinischen Schulbänken sitzen. Doch darüber wäre ein ganzes Buch zu schreiben, hier genüge die einfache Erwähnung.

Ein ganz eigenes Beispiel von dem aufgeweckten Wesen der Rhöner bieten die Oberälsbicher, bes. der alten Zeit. Ihr Theaterspiel wurde schon erwähnt. Auch das Zeitungslesen

---

[1]) Die Rhöner haben hiefür, nämlich für ein gutes Gedächtniß, einen ganz eigenen Ausdruck, sie sagen: „Där hat 'wohl 'n behaltene Koop."

war ihre Passion. Da war aber nicht nötig, daß sich mehrere auf die „Zeitung“ abonnierten; dafür ist das Wirtshaus da, in welchem man sich um den Vorleser versammelt, der zugleich allenfalsige Fremdwörter in der originellsten Weise erklärt. Alle Plätze, besonders am Ofen, sind dicht besetzt, die Zuhörer rauchen und „spätzen“ alles voll, ohne daß auch nur zwei oder drei etwas trinken. Eine Folge des letzteren ist, daß sich der Wirt von den Kartbrüdern, deren es viele gibt, sogar das Licht bezahlen lassen muß. Aeltere Originale, die jetzt so ziemlich ausgestorben, zeigten große Belesenheit, verlegten sich förmlich darauf, Fremdwörter zu gebrauchen und lasen Zeitungen und Klassikern sogar hinter dem Pflug. Das Dorf hatte deßhalb auch den Beinamen „Klein-Paris“. Und heute noch steht dieses Dorf ohne gleichen da, indem die Namen seiner Gassen (Frösch-, Kirch-, Löffel-, Mühl- und Stockgasse) auf blauen Schildchen sauber angeschrieben sind.

Im Sturmjahre 1848 waren die Oberelsbacher vorndran. Die radikalsten Zeitungen wurden auf öffentlichem Platze vorgelesen, und wenn die Schuljugend den Vorleser, einen rabiaten Zimmermann, auslachte, schrie er: „Ihr Dunnerwättersluider, für wän moß mer sich dänn organisier, als bie für öuch?“

Alle Abend 8 Uhr wurde die Trommel gerührt, und alles strömte dann ins Wirtshaus (zum S o r g), wo der Märzverein tagte, von welchem nur ein paar Männer sich ausschlossen. Dort wurde nun „gottslästerlich“ räsonniert und organisiert. Gewehre, Spieße und derlei Waffen hatte man schon zugerüstet. An einem Charsamstag hielt man eine Gedächtnißfeier für Robert Blum, wobei die Bildnisse der Revolutionshelden an den Wänden prangten. Das Bild des Fürsten Windischgrätz, der Prag beschießen ließ, schnitten sie aus einer Zeitung heraus und machten es zur Scheibe, nach der sie schossen, und dann schickten sie es dem Pfarrer. Sogar den Kaplan suchten sie zu gewinnen und ihn, als es zur Märzvereinsversammlung nach Neustadt ging, fast mit Gewalt mitzuziehen; „met ons mösse 'ses halt'“, riefen sie ihm zu. — Natürlich bekam Oberelsbach als Hauptherd der aufständischen Bewegung an der Strafeinquartierung ein wohlgemessenes Teil, eine ganze Compagnie. Als im hessischen Feldzug Windisch-

grätzer Chevauxlegers ins Dorf kamen, war diesen im Andenken an das Jahr 1848 streng verboten, die Häuser zu betreten.

Wir kommen zu einem weiteren Kapitel.

Geist und **Gemüt** bringt unsere Sprache häufig in Verbindung mit einander, weil beide sehr oft sich vereinigt finden. Daß das Gemüt beim Flachländer eine untergeordnete Rolle spielt, d. h. durch den praktischen Sinn (milde gesagt) zurückgedrängt wird, ist eine bekannte Sache; ebenso, daß beim Gebirgler trotz der rauhen Außenseite das Gemütsleben mehr kultiviert ist.

So ist es auch beim Rhöner der Fall. Wir haben das schon gefunden bei den verschiedenen Festlichkeiten und den damit verbundenen Sitten und Gebräuchen, die nur da ihre Stätte und Pflege finden können, wo das Gemütsleben vorherrscht.

Bei einer Charakteristik darf wohl die **religiöse Seite** nicht ganz übergangen werden, obgleich es höchst schwierig ist, hierin das richtige Urteil zu treffen. Denn was ist hier Schein, was Wahrheit, was ist Gewohnheit und was freiwillige Uebung? Doch sollen einige Punkte besprochen werden, die sich auf das religiöse Leben beziehen.

Hieher gehört vor allem, daß das Verhältnis zwischen Hirt und Heerde, Seelsorger und Gemeinde das richtige sei, so daß Vertrauen erweckt und Vertrauen entgegengebracht wird. Dies Verhältnis nun wird vom Rhöner viel richtiger erfaßt, als vom reichen Bauer des Flachlandes. Nur von letzterem kann man die Aeußerung hören: „Wir hätten keine armen Leute im Dorfe, wenn unser Pfarrer und Lehrer nicht wären“. Der Rhöner mißgönnt auch nicht seinem Pfarrherrn, daß dieser spazieren geht, während er selbst bei der Feldarbeit schwitzen muß, sondern sagt: „Sie hon au wieder ihr Plag'“. Höchstens ist manches arme Bäuerlein, weil es den Pfarrer als den bestgestellten Mann betrachtet, etwas saumselig, den fassionsmäßigen Haber und das Stroh zu liefern, denn „er brauchts nicht so notwendig wie ich“. Er ist auch nicht in der Lage, dem Pfarrer etwas zu schenken, sondern läßt sich für etwaige Leistungen redlich bezahlen. Und wenn es ihn

trifft, mit andern Genossen das Pfarrholz heimzufahren, so macht er von der altherkömmlichen Uebung, daß sie vom Pfarrer bewirtet werden, reichlichsten Gebrauch, ziert sich nicht lange und ißt und trinkt, „dos Zöug hält“. „Wohl bekomm's“, sagt sicher jeder, auch der bewirtende Hausherr.

Gilt es aber, für den Schmuck des Gotteshauses etwas zu thun und für dergleichen Zwecke, so finden sich immer Wohlthäter, die reichlich spenden, und selbst der ärmste bleibt nicht zurück mit seinem Scherflein. Und hat er nicht Geld, so gibt er Naturalien; so kommt z. B. am Charfreitag ein ganz beträchtliches Quantum von Getreide zusammen, auf dem Eier und Flachskauden einträchtig als Opfergabe prangen, und kein Kirchenbesucher wird sich an diesem Anblick stören. Dieses Opfer wird dann zu Geld gemacht, indem es im Hause des Kirchenpflegers versteigert wird, — auch eine interessante Verhandlung, indem nur die Frauen als Kaufliebhaber sich einfinden. Und wie unverdrossen geben die Rhöner den terminierenden Brüdern vom Kreuzberg, von Fulda, Königshofen und Münnerstadt die übliche Gabe, nämlich Fleisch im Winter, im Frühjahr Eier oder Butter, im Sommer die Wolle, im Herbste endlich Getreide.

Ein weiteres Moment im religiösen Leben ist die Teilnahme am öffentlichen Gottesdienste, über welche sich kein allgemeines Urteil aufstellen läßt, da es Gemeinden gibt, welche sich hierin rühmlichst auszeichnen und andere, in denen über dem Geklapper des Webstuhles und beim Füttern des Viehes das Läuten der Kirchenglocken leicht überhört wird. Das gilt aber nur von Werktagen, denn am Sonntag und am „Hehrtag“ oder „Haltig“ macht der Rhöner alles mit von Anfang bis End, Amt und Predigt und Andacht, besonders wenn er tüchtig mitsingen kann. Daß er gemeinsame Kirchenfeste und Wallfahrten gerne mitfeiert, ist bereits erwähnt worden. Während man einem saumseligen Kirchengänger das Wort in den Mund legt, „de Kerch eß kain Fruesch on hept net foet“ (fuldischer Dialekt), habe ich einmal fast das Gegenteil gehört von einem Filialisten. Er wollte eben mit seinem Gespann aufs Feld fahren; als er mich kommen sah, trieb er wieder heim und meinte gelassen: „Die Arbeit läuft mir nicht davon, aber der Herr Kaplan“.

Eine weitere Beobachtung, die ich wenigstens gemacht habe und die hieher gehört, wäre diese, daß man in der Rhön das gräuliche Fluchen viel seltener hört als anderswo. Daran ist die Gemütsruhe und Gelassenheit des Rhöners schuld, und dann hat er für Schrecken, Verwunderung und Zorn gar viele originelle Ausdrücke, welche das aufsteigende Gewitter eben so gut ableiten wie ein Fluchwort. So sagt er staunend: „J du Wätter! Jömmerei!“ Im Zorne spricht er: „Dunnerstig no mahl!“ oder „Schwerenangst hengenei!“ und „tausendsapperlot!“ Seine Verwünschungen sind auch ziemlich harmlos: „Kreig die Krummenoth!“ Und statt des gemeinen „Luider“ braucht mancher das mildere „du Schwerenöther!“

Was hier noch zu erwähnen wäre, ist der Aberglaube. Daß dieser kein notwendiges Annexum von Religion sei, ist von Verständigen anerkannt, denn wir finden ihn auch da, wo wenig oder keine Religiösität herrscht. Abergläubische Gebräuche bei Vieh und Menschen habe ich einzelne erwähnt; hiezu ist am leichtesten eine Erklärung zu finden. Es gilt hier bei gläubig und ungläubig, gebildet und ungebildet derselbe Grundsatz: „Helf was helfen kann“ oder „man probiert alles“. Und gar, wo Betrug dahinter steckt (Erdspiegel, Quacksalberei, Hokuspokus bei Kuren), da wird es je nach der Raffiniertheit dieser Betrüger auch mehr oder weniger Betrogene geben. In beiden Beziehungen ists in der Rhön wie anderswo und ist nichts Charakteristisches oder ihr Eigentümliches zu berichten.

Das Gemüt aber in der höchsten Potenz, wenn man so sagen darf — freilich gehört auch Geist und Phantasie zu — ist die Poesie.

Ich behaupte nun, daß der Rhöner trotz seiner ärmlichen beschränkten Verhältnisse viel mehr poetischen Sinn hat, als der Flachländer. Zum Beweise führe ich an

1) die schon erwähnte Lust und Liebe zum Theaterspiel, die sicher in Spielern und Zuschauern ein wenig von dem voraussetzt, was in den Werken des Dichters selbst zum Ausdruck kommt;
2) erinnere ich an die mannigfachen Proben von Spruch- und Reimpoesie, wie sie bei Hochzeiten, bei der Kirmes,

beim Spinnkränzchen, bei Aufrichtung eines Hauses u. dgl. praktisch geübt wird, wenn sie auch der mustergiltigen Form entbehrt;

3) und selbst von eigentlicher Poesie habe ich einige Spuren in der Rhön gefunden.

Da lebte im Anfang dieses Jahrhunderts in Hausen ein einfacher Bauer Namens Lörzer, der sich viel mit Büchern abgab, auch in Poesie sich versuchte und dafür von seinem damaligen Landesherrn, Fürstbischof Georg Karl, eine gnädigste Belobung und Belohnung von 25 fl. erhielt.

Jetzt noch ist er bekannt als ein Mann, der viele „Bücher geschrieben" habe, während er von einem geistlichen Freund der „Bauernphilosoph" genannt wurde. Das ist so zu verstehen, daß er aus weltlichen und geistlichen Büchern sich ungemein viel excerpierte, so daß ganze Bücher entstanden; Gebetbücher von 400 Seiten hat er sich mehrere abgeschrieben und zwar in einer so zierlichen, exakten Schrift, mit Linierung und Einfassung, daß man sie von einem bücherschreibenden Mönch nicht besser verlangen könnte. Das interessanteste Buch, das aufzutreiben war, ist ein „Kurtzer Auszug biblischer Geschichten, in Zeit=Alter abgetheilt, darinnen läßt sich Alles erlernen, was sich von Erschaffung der Welt bis auf unsre Zeiten merkwürtiges zugetragen, mit Moralischer Lehr bekleidet. Die 9te, 10te und 11te (Epoche) hab ich als mir bewußte Zeit=Geschichten darzugesetzet, auch alle Moral vermehret. Geschrieben den 7ten 10brs 1803. Georg Lörzer."

Die Vorrede lautet also:

„Meine liebe Kinder! Aus dieser kurtzen Zeit=Geschichten läßt sich Vieles erlernen. Leset es oft, denket darüber nach, daß es in eurem Gedächtniß bleibt. Das wird euch Gottes Eigenschaften belehren, euch vertrauensvoll gegen Ihn machen, weil Er die auf Ihn vertraut, niemals verlassen hat. Folget denen nach, welche dem Willen Gottes gemäß gelebt haben. Die welche bös lebten, lasset euch zur Abschreckung des Bösen seyn. Das ist mein Wunsch von Jedem, der diese Geschichten lesen thut, aus dieser Absicht hab ichs als ein gutes wünschender Freund geschrieben in dieses lehrreiche für Kinder verfaßte Geschichtsbuch. An Sonn= und Feyertägen kann es ein

sehr nützliches Geschäft für jeden Christen seyn. Denket also: Alles zur größeren Ehr meines Gottes und zum erwünschten Nutzen meiner Seel. Jörg Lörzer."

Interessant ist sowohl die Art und Weise, wie er in aller Kürze, aber wohlgeordnet in einzelnen Punkten, die Denkwürdigkeiten aufführt. Großen Dienst thut ihm dabei sein Zeitungslexikon von Hübner, aus welchem er u. a. ein Verzeichniß aller „verschiedener Glaubensgenossen" zusammenstellt, wobei er aber auch Amazonen, Barnabiten, Enthusiasten, Hottentoten, Zigeuner und dergl. aufführt.

Interessanter aber ist die Moral, die er ex propriis bei jedem Abschnitte hinzufügt und wobei er oft ganz philosophisch zu Werk geht. Man lese z. B. die Moral zu dem Zeitalter der französischen Revolution! Da heißt es: „Aus allen diesen unbeständigen Begebenheiten kann man vernehmen, wie unbeständig der Mensch in seiner Gesinnung ist. Heut gibt er diesen, morgen wieder anderen Dingen Beifall. Was ist da Ursach? Keine andere kann ich finden, als daß nichts mit Grund untersucht wird. Die Vernunft wird nicht angestrengt. Alles wird in dem Sinn nur angenommen, „man sagts"; aber! da muß man denken, durch „sagen" kann man betrogen werden. Ich will darüber ein Untersuchung anstellen. Meine Vernunft ist mir deßwegen von meinem Schöpfer gegeben, damit ich nützlichen Gebrauch davon machen soll. Dieser ergründete Nutz wird uns Freud und Trost bringen, daß wir alles, was auf der Welt vorgehet, betrachten als Eitelkeit und Unbestand, daß heut diesem, morgen jenem das und jenes Land gehört. Wir müssen hier denken, daß wir nicht für diese Welt erschaffen sind, denn es ist in dieser Welt keine bleibende Statt; daß wir unser Herz nicht an das Zeitliche hangen, — das muß nur als ein geliehene Sach angesehen werden; wir müssen es bei dem Tod verlassen, nehmen davon nichts mit, als den rechten Gebrauch u. s. w."

Am interessantesten aber ist dies Buch, wo es zu einer förmlichen Chronik wird, welche Jahr für Jahr die kirchlichen und politischen Ereignisse der großen Welt und die der engeren Heimat aufführt. Er erzählt von Papst, Kaiser und König, von Krieg und teurer Zeit und in einem eigenen Absatz von

der Mode, „wo eine so große Veränderung, daß man alle vier Wochen etwas Neues vernehmen mußte.“ Hiebei geht seine Schilderung sogar in Reimprosa über:

Was nun das Weibergeschlecht anbelangt,
Da sieht man hier und dorten
Verkehrtheit allerorten.
Ich weiß — nur bei meiner Zeit,
Da schleiften sie ihr Kleid.
Sie trugen auch Reifröck,
Da ließ sich manche Schand bedeck,
Dann kamen sie mit freier Brust,
Das mußt erwecken böse Lust;
Nun mußt das Kleid wieder anderst sein,
Da huben sie die Brust zum Schein;
Das Kleid war eng und angeschlossen,
Sie trugen auch zum Theile Hosen.
Das enge Kleid war so gemacht,
Man konnt das Inner durchbetracht.
Bei Weibern gabs so veränderliche Ding,
Wer will sie all zum Vorschein bring?
Was nun ihr Hauptzier war,
Ist bald kurz, bald lang ihr Haar.

Die Not und Schlechtigkeit seiner Zeit entlockt ihm folgendes Klagelied:

Wie ist es auf dem Land?
Uebertrieben, wie mir bekannt;
Der Mensch affet gerne nach,
Der Bauer will sich wie der Vornehm trag,
Der Bettler wie der Bauersmann
Alle tragen Uhr und lange[1]) Hosen an.
Mit lauter übertriebenen Dingen
Thut man sich an Bettelstab bringen.
Der Bettelei thut man sich schämen,
Thut man böse Ding vornehmen:
Man leget sich auf Rauben und Stehlen,
Thut, Raub, Betrug und alles Bös verhehlen;
Alle Gefängnus sind gefüllet an
Von Menschen, die haben Bös gethan.

Dann redet er weiter von Säkularisation, vom Großherzog Ferdinand, von Konskription, Steuern und teurer Zeit. Auf letztere (1817) verfaßte er ein Klaglied, worin es heißt:

---

[1]) Das war städtisch, während Kniehosen die Bauerntracht war.

Ach was Jammer, Klag und Weinen
Höret man von Groß und Kleinen
Aus der armen Hütte raus,
Denn es ist kein Brod im Haus.

Ohne Brod und alle Nahrung
Siehet man durch die Erfahrung,
Daß die Noth am Höchsten steht,
Weil der Bauer bettel geht.

Denn das Brod ist gar zu theuer;
Leere Kammer, leere Scheuer;
Ach es macht des Gelds zu viel,
Wer sich etwas backen will.

Das Geld will sich nicht erstrecken,
Das Brod zu kaufen beim Becken;
Vierzehn Bazen gilt der Laib,
Ach, wer will das Geld auftreib?

Auch die Moral fehlt hiebei nicht:

Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Das zeigt mir ja der Glaub schon an;
Durch hart betrübte Zeiten
Willst du dir ein Volk bereiten.

So werden die Aufzeichnungen getreulich weiter geführt, immer häufiger wird die Notiz, „es starb am sovielten N. N., ein mir geschätzter lieber Freund", immer zittriger wird die Handschrift, da er bereits in den Achtzigern stand. Die letzte Notiz lautete: „Im Winter 1847 war auch eine kurze Zeit streng kalt". In demselben Winter legte sich der unermüdliche Bücherschreiber zur Grabesruhe, 87 Jahre alt.

Die angefangene Chronik wurde, freilich nicht mit der gleichen Ausführlichkeit, von einem Verwandten, der Haus und Mobiliar übernahm, weitergeführt. Dieser erzählt u. a., wie im Jahr 1848 das Haus des Herrn Benneburg in Huflar von den Frankenheimern und Leubachern erstürmt wurde, während die Nachbarn von Hausen und Fladungen zum Schutze requiriert wurden; von ihm erfahren wir auch, wie viel Handwerksleute Hausen i. J. 1852 zählte, nämlich 14 Siebmacher, 23 Peitschenstöckfabrikanten, 20 Weber, 5 Maurer, 2 Müller, 4 Glaser, 2 Häfner, 3 Ziegler, 5 Schneider, 2 Schmiede, 4 Schreiner, 2 Wagner, 1 Kramer, 1 Bäcker, 5 Schuster.

Ist das Erwähnte nicht ein rühmliches Zeugnis für die geistige Regsamkeit und Bildung des Rhöners? Auch in Oberhausen soll ein Holzschuhmacher eine ähnliche Familienchronik besitzen; wie viel aber würde noch in alten Kalendern zu finden sein!

Einen anderen Naturdichter besaß in den 60er Jahren Oberelsbach, nämlich Hans Huther, von dessen Gedichten, die er entweder vortrug oder flüchtig aufzeichnete, noch mehrere vorhanden sind. Eines behandelt einen Ortsstreit betreffs des Viehaustreibens (1. Januar 1863 geschrieben):

„Der Herr hat uns im alten Jahr
— Ihm sei nun Dank! — gesegnet;
Nun wünsch ich Euch zum neuen Jahr,
Daß länter Millich regnet.
Dann fangen wir die Millich auf
Und küren Butter drauf und drauf,
Braucht Euch nicht mehr zu keiben[1])
Wegen dem Viehaustreiben. —
Mit Dampf bestellen wir das Fäld,
Es raucht ja in der ganzen Wält,
Dann brauchen wir kein Futter,
Und haben Käs und Butter.

Nun berührt er den Ortsstreit seiner Mitbürger, die von jeher als Prozeßkrämer bekannt waren.

Ihr wißt doch noch, bei Abrams Zeit
Da gab's auch wegen Hüten Streit.
Doch Abram war kein Streiter,
Es war auch viel gescheider!
Er sprach zum Vetter: „Hast die Wahl,
Nimm du das breit', ich nehm das Schmal,
Und so kam Gottes Segen
Dem Abraham entgegen. —
Ich wünsch Euch Geld und Fleisch und Brod,
Kein Krankheit, Krieg und Hungersnot,
Den lieben Gottessegen,
Nebst einem Millichregen.
Dann wünsche ich noch zum Beschluß,
Macht doch einander kein' Verdruß;
Ihr macht die Welt ja doch nicht gleich,
Würd' Einer arm, der andre reich:

---

[1]) Nebenform von keifen, mhd. kiben, im fränkischen Dialekt kibben, d. h. mit einander zanken.

Die Welt bleibt rund und flach das Feld,
Der Advokat bekömmt das Geld.
Wollt Ihr es nun nicht fassen,
So könnt Ihrs bleiben lassen. —

Außer dem schon erwähnten Mäherlied waren noch einige Originalien aufzutreiben, bei denen schon aus der Schrift ersichtlich (eines ist mit Bleistift geschrieben), daß sie ein Werk des Augenblicks waren und nur der Feile bedurft hätten, um auch die Form des originellen Inhaltes würdig zu machen. Das bescheidenste ist folgender

Neujahrswunsch.

Ich wünsche Dir zum neuen Jahr
Soviel Dukaten, als je Haar
Auf Deutschlands Köpfen sind gewesen —
Wer mag die auseinander lesen?
Doch halt! das ist kein großes Gut,
Das Geld macht Sorg und Uebermuth, —
Gesundheit, wahre Seelenruh,
Und freilich — etwas Geld dazu.
Was nützt ein Berg mit Diamanten,
Wenn wir die Seelenruh nicht fanden?
Kein Unglück über Haus und Flur,
Den lieben Segen Gottes nur!
Dann wünsch ich Dir nun zum Beschluß
Gar keinen Kummer und Verdruß
Und nach der kurzen Lebenszeit
Die ewige Glückseligkeit.

Ausführlicher, zugleich origineller ist jener Neujahrswunsch, in welchem er allen Ständen und Berufsarten, sowie ortsbekannten Persönlichkeiten seine Wünsche bringt, wobei er oft seinem Spott freien Lauf läßt. Er leitet also ein:

Zum Wünschen bin ich aufgelegt,
Es hat sich 'was in mir geregt,
Was allen Leuten günstig ist.
Nun aufgepaßt, mein lieber Christ!

Zuerst kommt Schulz und Ausschuß an die Reihe mit persönlichen Anspielungen; dann wünscht er

Dem Stiftungspfleger weißes Wachs,
Den Spinnern einen guten Flachs,
Den Feldgeschwornen Geometrie
Und daß sie ja betrügen nie,
Dem Steuereinnehmer obendrein,
Gott wolle ihn vom Amt befreien.

Es folgen Bürgermeister und Armenvater. Dann

dem Jäger — halt potz Sapprement,
Das Wünschen hat ja noch kein End —
Dem wünsch ich Hasen, Reh und Füchs
Und eine neue Kugelbüchs,
Dem Lehrer keine Prüfung mehr,
Denn dieses Ding ist gar zu schwer.

Schreiner, Weber, Maurer, Schuster und Schneider werden auch bedacht, ebenso der Flurer;

Den Musikanten Noten genug,
Ein Faß voll Bier und einen Schnapskrug.

Noch einige sarkastische Wünsche —

Dem Bilgersjosef gute Karten,
Das Krummet all im Thuregarten,
Dem Siebelhensen kein' Prozeß,
Er läßt sich von dem Mendel freß;

Dann bringt er bunt durcheinander noch allgemeine Wünsche —

Denen Buben mehr Verstand
Und Friede unserm Vaterland;
Ich wünsche Jedem Seelenruh
Und jedem Lumpen neue Schuh, —
An jeden Hals ein Fransentuch
Und aus des Machols Schuldenbuch...

Hier endigt das Manuskript; es könnte aber auch das wirkliche Ende sein, insofern der letzte Wunsch der siebenten Bitte des Vaterunsers gleichkommt „erlöse uns von allem Uebel", was bei dem Umfang jenes Schuldenbuchs leicht erklärlich ist.

Ein andermal schildert er eine Rhönjagd und das Mißgeschick der beteiligten Schützen:

Es war einmal ein wildes Heer
Das zog auf Jagen stets daher
Durch Felder und durch Wiesen,
Wollt' sich ein' Rehbock schießen.
Auf einmal gings „piff, paff" drauf los,
Und denkt euch doch, was Jeder schoß, —
Ich sag's, ihr lieben Leute,
Ein D... war ihre Beute.

Er läßt nun einen Fuchs, Rehbock und Hasen auftreten, welche die „Bauernschützen" zum besten haben. Der Fuchs spricht u. a.:

Ihr schießt zu kurz, ihr schießt zu lang,
Dem andern brennt es von der Pfann.

Der Rehbock stichelt also:

Soll mich das nicht verdrießen,
Ihr wollt' uns Böck erschießen?
Wär' nur das Kreuter Oedle nit
Mit sein' verdammten Schlingen,
Ihr sollt' uns Böck nicht zwingen.

Zuletzt kommt der Has und macht sich lustig über den Schützen, der zu Boden gestürzt war und dabei das Gewehr verbrochen hatte:

Ein Has der lief nun überzwerg
Und grade auf den Gangolfsberg,
Er sprach zum Jäger voller Freud:
Die Bauern hab'n das Jagen heut, —
Vor denen hab'n wir kein' Leiden,
Die machen uns nur Freuden.

Ein anderes Gedicht entstand anläßlich eines böswilligen Streiches, als nemlich eine der Glocken zerschlagen wurde, worüber er die andern Glocken ihren Zorn oder Klage aussprechen läßt. Es beginnt:

Horch! die Glocken rufen um Rache
Bis nach ausgemachter Sache,
Die nur der Herr des Himmels weiß.
Ihm zum Lob und Ihm zum Preis
Rufen wir im hellen Klang
Euch zum Tempel, zum Empfang
Der heilgen Sakramente ein.
Wer sollt hier (d. h. jetzt) nicht traurig sein?
Männer, Weiber, Freund und Feinde,
Ja ich sag — die ganz Gemeinde
Waren stolz auf unsern Sang
Und auf unsern Silberklang.

Die eine Glocke beklagt sich nun, daß sie von Schurken zerschlagen worden sei und ruft um Rache zu Gott; die andern stimmen in die Klage ein, besonders weil die neugegossene nicht zu ihnen stimmen will:

Aber unser Schwestern eine,
Ich meine da die falsche Kleine.
Hat man neben uns gehangen;
Wer kann die mit Freud' empfangen,
Weil die ächte ist zerschlagen —
Und die wird vor Gott noch klagen:
Ich hab durch alle Menschenstufen
Zum Leben und zum Tod gerufen.

Es war nämlich das Tauf- und Sterbglöcklein. Die Schlußstrophe lautet:

O verdorbenes Glockenspiel,
Das ist wahrlich doch zu viel!
Schlechte Menschen, Schurkenseelen,
In der Hölle solls euch quälen,
Alle, die ihr schuld dran seid,
Daß wir Schwestern sind zerstreut.

Ein dritter Naturdichter lebt jetzt noch in Hilders, ein ehrsamer Webermeister (Schlott), der bei Hochzeiten und Vereinsfesten die Festgenossen mit seinen Sprüchen erfreut, in denen er irgend ein landläufiges oder ortsbekanntes Thema ganz gründlich abhandelt in einer Art Reimprosa.

Ich habe von ihm vier seiner Gedichte. Er schildert darin das Leben der alten Jungfern, sodann das der Junggesellen; dann geißelt er die Kartenspieler, denen er u. a. sagt, daß sie von ihrem Spielgewinn, den sie das ganze Jahr über machen, keinen Laib Brod kaufen könnten. Das 4. Opus hat den Titel: „Die Bekanntschaften, als ein gefährliches Spiel beleuchtet", was in nicht weniger als 25 achtzeiligen Strophen geschieht. Eine derselben heißt:

„Wenn sich so was hat angeknüpft,
Was man Bekanntschaft nennt,
Dann wird oft aus dem Haus entschlüpft,
Dem Liebsten nachgerennt.
Die Arbeit wird meist schlecht gethan,
Vergessen darob — viel,
Das Leben auch gesetzt oft dran
Bei dem gefährlichen Spiel."

Wie gehts aber in dem Ehstand, in den sie leichtsinnig getreten?

Ach wie viel Seufzer hört man nicht
Von Männern und von Frauen.
Wann sie den Blick thun hinter sich,
Dann in die Zukunft schauen; —
Wo sie es reut im höchsten Grad,
Wann des Jammers kommt zu viel,
Daß sie so blind hineingetappt
Durch das gefährliche Spiel.

Des Dichters Kunst besteht darin, ganz abgesehen von der holprigen Form, daß er das Leben und Treiben des Ortes, wie es sein schlichter Verstand beobachtet und beur-

teilt, zu schildern versucht. So sagt er z. B. von den alten Jungfern, deren Lebenslauf er ganz ausführlich darlegt:

„Und wenn sie zählen achtzehn Jahr,
Da tragen sie das Näschen hoch, —
Da merkt man es nur gar zu klar,
Daß Keiner ihnen gut genug.
Kein Bursche braucht es hier zu wagen
Vom Handwerks- oder Bauernstand,
Bei solchen je nur anzufragen
Um ihre holde zarte Hand;
Denn diese bilden sich ja ein,
Weil sie die schönsten Mädchen,
Ein Bauer wär' für sie gemein,
Sie g'hörten in ein Städtchen,
Wo sie noch könnten Hüte tragen
Mit einem Schleier drüber,
Mit Gassenfeger, Pelz am Kragen,
Je ärger, um so lieber.

Dann wird natürlich ihre Klatscherei geschildert, und wie man sie kaschuliert d. i. zu Gevatter bittet, denn

„Es freut sie, daß sie einen Kranz
In ihren alten Tagen
Auf ihrem Haupt — zum Festesglanz
Bei Tauf zur Kirch darf tragen."

Ist sie aber gestorben, dann

„Gehadert wird gar oft in Groll,
Statt gewünschet ihr die ew'ge Ruh',
Wenn ihnen nicht alle Hände voll
Durch die Erbschaft ist geflossen zu."

Ebenso schildert er die Leiden eines Junggesellen, daß er nichts gelte in der Welt, daß man ihn bei Wahlen ganz übergeht, nie aber bei Hand- und Spannfrohnen, bei Nachtwächter- und Feuerbotendienst, daß man ihm stets vorwirft, er habe kein Schulgeld zu zahlen und nicht Brod und Kleider für Kinder zu schaffen, — daß man ihn aber zu finden weiß zur Gevatterschaft und zum Anpumpen im Wirtshaus, und daß man ihm schließlich, wenn man ihn zu Grabe trägt, wenig Teilnahme zeigt, denn

„Es ist ein lediger Kauz gewesen,
Dem schreit nach kein Weib und Kind.

Die Schilderung wirkt um so mehr, da der Dichter selbst ein „lediger Kauz" ist, ebenso wie es der obenerwähnte Oberelsbacher Dichter gewesen und jener von Hausen bis zu

seinem 53. Lebensjahr. Ohne gerade boshaft zu sein, könnte man daraus den Schluß ziehen, daß ohne die häuslichen Sorgen der poetische Sinn viel leichter zur Geltung kommen kann.

Bei all diesen Rhöndichtern darf man sich natürlich nicht an der Form stoßen, sondern muß das würdigen, was unstreitig zum Dichterberuf gehört, daß sie nämlich beobachten und schildern, dabei kritisieren und belehren.

Hier möge auch Platz finden das Produkt eines Rhöndichters, der aber jedenfalls unter den Gebildeten zu suchen ist.

Liebesklage eines Rhöners.

(Streugründer-Dialekt.)

Es söllt' sich halt ke-iner mit der Li-ebe ogaba,
Sie bracht jo schun manche schüne Kärle öms Laba,
Zont[1]) hot mi-e me-i Mä'che 's Heiern versöä't;
    Ich hun se verklöä't.

Bann me die Mä'che zun Tanze lät geha,
Doa muß me halt ömmer die Sorge äusteha,
Daß sie sich verliabe in annere Knächte;
    Selle Mäche senn schlächte.

Es schmackt me ke-i Aesse, es schmackt me ke-i Trenka,
Un bann ich söll ärbet, so möcht' ich versenka,
Doch bann ich söllt spräche, ich hätt' se net lieb,
    Doa wär' ich ä Dieb.[2])

Bann ich gestorbe bin, so lä'ht[3]) mich begrobe,
Un laßt mie vom Schreiner fönf Brätter zammnogle,
Un laßt mie zwai föurige Herzer drouf male;
    Ich wer'n se bezahle.

Och thuet me nört[4]) senga die Sterbegesänge:
„Doa leht ja där Esel die Quär und die Länge,
Ouf Aerde doe hoet me viel Liebesaffär',
    Zo Stoub[5]) möſſe me wär'."

Daß auch die Jugend, besonders das Volk der Hütjungen etwas „zusammendichten" kann, beweist der Spruch, den sie auf einen in alter Zeit bei Fulda hausenden Landstreicher und Räuber, Namens Haarengel, verfaßten:

„Haarengel haiß' ich,
Mer sender onser dreißig,
Bei Nacht senn mer fleißig, —
Am Tag schau' mer zon Fenster naus
Un lache die bayrische Gendarme aus."

---

[1]) zont = jetzt; [2]) Dieb = schlechter Mensch; [3]) lä'ht (lang) = legt, während oben lä't (kurz) = läßt; [4]) nört = nachher, alsdann; [5]) Im Dialekt braucht der Rhöner einen gröberen Ausdruck.

Als ein Zeichen poetischen Sinnes darf man gewiß auch die **Vorliebe für die Blumen** bezeichnen, die sich beim Rhöner findet. — Das wurde schon erwähnt, daß bei jeder festlichen Gelegenheit der Blumenstrauß, der Zwieck, als sinnige Gabe oder als Schmuck seine Rolle spielt; selbst die Toten gehen nicht leer aus, denn an Ostern und Kirchweih bekommt fast jedes Grabkreuz seinen Zwieck.

Das setzt voraus, daß auch die Blumenzucht im Flor sei, und das ist auch wirklich der Fall, besonders in der Hinterrhön. Jeder Garten hat sein Blumenbeet; in Gärten und in Töpfen prangen die Levkojen, der Lack, alle Sorten Nelken, Balsaminen, Bethunien und Hortensien. In besseren Dörfern thuen sich die Blumenliebhaber zusammen und lassen sich sogar Blumensamen aus Erfurt kommen.

Ein Lieblingsschmuck ist der Rosmarin, der in mächtigen Stöcken gezogen wird. Eine eigentümliche Behandlung hatte man früher, nämlich ihn zu pflöcken; es wird nämlich ein Zweig umgelegt und auf die Erde gespreißt, so daß der Reihe nach mehrere Stengel emporwachsen, die einen lebendigen Zaun bilden. Ein solcher Zweig wurde dann um den Hut herumgewunden und mit Bändern und künstlichen Blumen durchflochten. —

Noch ein kleines Rhönerstückchen gehört hierher. König Max II. besuchte 1857[1]) die Milseburg. Die Leute in der Danzwiesen erfuhren es, ein altes Mütterchen machte geschwind einen Strauß zusammen; als die Herren vorbeikamen, trat sie hinter der Buche vor und sagte zu dem, den sie für den König hielt und fragte forschend: „Seid Eu der Härr König?" Als es bejaht wurde, überreichte sie den Strauß mit den Worten: „No gann ich Euch au dän Zwieck".

Was bringt das Gemüt mehr in Mitleidenschaft, als die **Liebe zur Heimat**? Und wo findet sich diese hauptsächlich? Im Gebirge. „Die Berge haben mir's angethan," so kann

---

[1]) An einem Haus in Hilders, wo der König vorbeifuhr, war damals eine Tafel angebracht mit dem Spruch:

Ein König kam noch nie hier an;
Zuerst wird Ehr' uns angethan
Vom zweiten Maximilian.
15. August 1857.

in bescheidenem Grade auch der Rhöner sagen. Und so sehr er auch durch seine Armut darauf angewiesen ist, den Zugvogel zu machen, es zieht ihn doch immer wieder zurück in seine Berge.

Ein Beispiel habe ich schon erwähnt, wie ein Rhöner Musikant in der neuen Welt plötzlich vom Heimweh ergriffen seine vorteilhafte Stellung aufgab und wieder in die Heima eilte.

Ein anderes Exempel. Die weimarische Regierung faßte einmal den Plan, die Dörfer Birx und Frankenheim auf der hohen Rhön, diese Brutstätten der Armut und des Elendes vom Erdboden zu vertilgen und die Einwohner anderswohin zu verpflanzen. Natürlich entstand ein Sturm der Entrüstung bei den Hüttenbewohnern und es erfolgte ein allgemeiner Protest. Ein altes Mütterchen sagte bei dieser Gelegenheit: „Wenn ich nochmal vom Himmel fiel (d. h. fallen dürfte), fiel ich auf Frankenheim.“ Ganz das Gegenteil aber sagte einst eine andere Frau gelegentlich eines schrecklichen Winters: „Dän, der das erst' Hous da drobe hingeställt hat; dän hätt' ma sollt' oufhäng!“

Ein drittes Stücklein. Eine Rhönerin war im Frankenland und kehrte, vom Heimweh getrieben, in Eilmärschen zurück. Beim Rhönhäuschen sah sie das erste bekannte Gesicht und zwar einen Juden aus Wüstensachsen. Diese Freude! Sie selbst erzählte später: „Ihr Kenn, ich sö'nn Euch, bie ich dän Jüde sach, maint ich, ich sööch ons'n Härrgott.“

Manche Rhöner nehmen auch ihre heimatlichen Begriffe mit in die Fremde und urteilen darnach. Dem jungen Ulstergründer, der die Welt noch nicht kennt, ist z. B. Ulster gleichbedeutend mit Fluß. Als in den 50er Jahren solche Rekruten nach Würzburg kamen und nachdem sie alles gewaltig angestaunt, auch auf die Mainbrücke gelangten, ruft einer von ihnen in mächtigem Schrei: „Eu Jonge, guck emahl die groſſ' Olſter!“ „Schwieg stell, „du Dommschnickel, ruft ihm ein Kamerad zu, „doas eß ja der Mai'n“.

Diese Heimatliebe erstreckt sich teilweise auch auf jene, welche in der Rhön eine zweite Heimat gefunden und sich dort eingelebt haben. Die meisten Pfarrherrn z. B. brachte

20 und mehr Jahre in der Rhön zu; in Fladungen war der Dechant Kern gegen 40 Jahre und hatte allgemein den Namen Rhönbischof; Pfarrer G. in Poppenhausen war 20 Jahre dort und als er schon eine andere Pfarrei vor der Rhön in der Hand hatte, da reute es ihn in der letzten Stunde und so sitzt er nun schon an 30 Jahre in seiner Rhön und steigt trotz seiner 70 Jahre auf die Berge und macht auch noch gelegentlich seinen Pürschgang. Und manche Herrn, die in ihren alten Tagen die Rhön verließen und in den Gau zogen, klagten, daß sie nicht mehr eingewöhnen, daß sie die Rhön nicht vergessen könnten.

Ich glaube nicht, daß sich gegen diese meine Behauptungen viel Widerspruch erheben wird. —

Eine andere Seite des Gemütes ist auch die **Lebensanschauung**, die der Mensch sich bildet und die seine ganze Gemütsverfassung bedingt.

Der Rhöner hat in dieser Beziehung viel voraus vor andern armen Leuten; er hat eine durchaus christliche Lebensanschauung d. h. er ist genügsam und deßhalb zufrieden mit seinem bescheidenen Loose, ein Urteil, das auch Schneider (Führer S. 36) mit den Worten ausspricht: „Die Leute ziehen so viel als sie brauchen und bedürfen nicht viel mehr als sie produzieren; die Genügsamkeit kompensiert somit die Armut“. —

Interessant sind einige Aeußerungen, welche diese philosophische Ruhe und Heiterkeit des Gemütes aussprechen. Der Rhöner ist lustig auf Kirmes, enthaltsamer dagegen in der Fastenzeit, er läßt etwas draufgehen nach der Ernte und Lohnzeit, ist sparsam vorher und wenn man ihn darüber zur Rede stellt, sagt er gutmütig: „Mer richt sich nach der Ze-it.“

Anders sprach es jener aus, der sich über all seine Anfechtungen hinwegsetzte mit den Worten (anspielend auf ein Kirchenlied): „Ech seng Jessus me-ine Freude und laß den Töufel brumm“. Vielleicht wars auch eine Anspielung auf sein Hauskreuz.

Ein andermal saßen zwei Rhöner im Wirtshaus auf dem Teufelstein; den einen trieb es heimwärts, der andere war nicht zum Fortbringen. Der letztere, dessen Zeche immer höher stieg, schlug alle Bedenken nieder mit den Worten: „Ah

was, banns au der Töufel hohlt, beschärts ons' Härrgott wieder.“ —

Noch sprechender ist folgendes Exempel. Ein altes Männlein lag im Hirtenhause auf ärmlichem Lager, es ging bald zu Ende mit ihm. Dem Pfarrer, der ihn oft besuchte, erzählte er von seinen Irrfahrten durch die Welt und wie viel Geld er in jenen Wanderjahren verputzt habe; — dann machte er eine kleine Pause und meinte leise lächelnd, „onn's röüt mich hüt noch net!“ —

Der Rhöner ist deshalb, wo es auf ein Vergnügen ankommt, nicht knauserig und filzig. Ein Beispiel, das freilich vereinzelt dasteht, will ich erwähnen. Eines Tages kamen die „Ulstergrönner“ und die „Flädinger“ in Frankenheim zusammen in dem niederen Stüblein des „Hännes“. Außen an den Fenstern stand die neugierige Jugend, innen wurde flott gesungen, Hännes war ganz Auge und Ohr. Ein Glas wird zerbrochen, der Wirt soll den Preis bestimmen. „Ach was, da werd nüscht bezahlt, und bann noch mehr Gläser drufgenn, bos leit dro? Das Senge eß mer liewer, als die paar Krüzer.“ Eine den Humor des Rhöners bezeichnende Aeußerung ist auch diese. Um sein Alter befragt, antwortete ein alter Rhöner also: „Jetz senn ich 64 Jahr alt; 2 Jahr war ich krank, die rächn' ich net, sonst wär' ich 66.“

Die Genügsamkeit des Rhöners in seiner Lebensweise, besonders in den Speisen, ist schon erwähnt worden.

Auch die Sorglosigkeit, die um die Zukunft sich wenig Sorge macht, sondern den walten läßt, der die Sperlinge auf dem Dache nährt und die Lilien des Feldes kleidet, ist in dem Spruch enthalten:

Wer auf Gott vertraut,
Der ißt doch Kraut,
Wenn er auch keins baut.

Dieses gemütliche Wesen des Rhöners ist es auch, was ihn im Umgang empfiehlt und manche andere Eigentümlichkeiten an den Tag kommen läßt.

Er ist vor allem gesellig in hohem Grade. Er macht gerne Besuch bei Freunden und Nachbarn. Wenn ihm die Arbeit einmal ausgeht, so legt er sich nicht faul auf die Ofenbank, sondern er nimmt die Kappe von der Wand und

sagt, „ech well' mahl Spill geh'“, d. h. Besuch machen. Im Nachbarhaus führt er sich ein mit den Worten „no sollt er au 'mahl 'n Speller kreig“, wenn man ihm nicht zuvorkommt, „dah kreige mer emohl 'n säaltsame Speller.“

Von dieser Geselligkeit geben auch Zeugnis die Familienfeste, die Spinnstuben und Spinnkränzchen, in denen sich hinwieder ein anderer Zug ausbildet, der zu den Schattenseiten zu rechnen ist. Das ist die Schwatzhaftigkeit, besser die Klatschsucht. „Das Moul steht ehm kei Vateronser lang stell“, und so kommt es, daß mehr unabsichtlich jedes private und öffentliche Ereignis durch Dorf und Gau getragen wird. Bezeichnend sagt man deshalb „bann ei'm en Helders der Bauch wäh thut, — no eß mer en Sasse scho gstorbe und begrabe“.

Der Mittelpunkt des geselligen Lebens für Bursche und Männer, das „Wirtshuis“, bietet an Sonntag-Nachmittagen, am Abend weniger, dasselbe Bild wie jedes Dorfwirtshaus in Franken. Nur daß der Rhöner zudringlicher und unerbittlicher ist mit dem „Zubringen“; „ech breng ders zu“, so tönts jedem eintretenden Gaste von verschiedenen Seiten entgegen. Auch die Unterhaltung ist dem oben Gesagten nach lebendiger und mannigfaltiger; es wird alles besprochen und „beschwatzt“, von den neuesten Ereignissen der Politik bis herab zur Predigt des Kaplans. Nicht daß darüber räsonniert wird, denn der Rhöner kann eine gehörige Portion Wahrheit vertragen. Und wenn ja ein Bürschlein sagt, „hüt gengs äber scharpf henger ons här“, da ist gleich ein Alter parat und spricht, „es bruchts aber au bei Eu Jonge!“ „No freilich, ihr wart louter Heilige, bie ehr jong wart.“ — „So schroa, so nischtnutzet warn mei doch net; da waar noch a anere Zucht.“ Und so geht es hin und wieder. (Vielleicht könnte das als ein Vorzug des Wirtshauslebens in der Rhön angeführt werden, daß junge unreife Bürschlein sich nicht unterstehen dürfen, ihrer Unbändigkeit oder Rohheit die Zügel schießen zu lassen; das lassen sich die Alten nicht gefallen).

Diese Gabe der Natur, von der Waffe des Wortes zur rechten Zeit Gebrauch zu machen, d. h. mundfertig und schlagfertig zn sein, bewährt sich auch im Umgang mit Höhergestellten, sei es geistliche, sei es weltliche Obrigkeit.

Gegen erstere, gegen Pfarrherrn und Kaplan, zeigen sie eine Offenheit, die man sonst selten findet. Sie machen keine solche tiefen und demütigen Bücklinge wie im fränkischen Gau; aber sie sind durchaus nicht verlegen und scheu, wenn sie mit ihnen ein Stück Wegs gehen und plaudern frisch von der Leber weg. Mit einem Wort, es läßt sich viel besser mit den Leuten umgehen. —

Eine eigentümliche Bezeichnung hat der Rhöner für die Angehörigen der besseren Stände; Geistliche, Lehrer, Beamte, Förster, — das sind die „Härrnskütz" = die Herrenleute. Solcher saßen auch einmal mehrere bei einander und hatten ihren Narren an einer Botenfrau, die ein bischen hudelig war, aber doch mehr Sinn und Witz hatte, als man ihr ansah. Nachdem sie sichs eine Zeit lang hatte gefallen lassen, sprach sie endlich: „Eu Härrnskütz, bas hälfe mich die Späß! laßt mech emahl trenk!"

Gleiche Offenheit zeigen sie gegen die Beamten, besonders wenn sie sich im Recht fühlen. Das zeigte einmal ein Dietgeser Bauer gegenüber dem Steuereinnehmer, der alle zwei Monate die Steuer in den Dörfern einheben mußte. Die reichen Bauern ließen sich alle bereden, auf ein halbes Jahr vorauszubezahlen, um dem Manne einen Gang zu ersparen; der Eine aber war durchaus nicht dazu zu bewegen; er legte sein Geld hin mit den Worten: „Da eß min Gäld, bos ich schüllig senn, in zwai Monat senn ech wieder dah!"

Sein gesundes Urteil weiß er oft auf ganz eigene Art auszusprechen. So sagte einmal ein Bauer über zwei besonders in Musik tüchtige Lehrer: „Die N. N. senn rächt gsche-idte Lüt, aber se wesse's auch." —

Kommt er aber offiziell mit dem Gerichte in Berührung, dann freilich hören die Späß auf. Dann beugt er sich vor der Autorität des Amtsvorstandes, den er demütig mit „gestrenger Herr Landrichter" (in Mellrichstadt Lan'trichter) anredet; so wars noch vor wenig Jahren. Höheres als Landrichter und Dechant gab's eben nicht für ihn. Doch will ich einige Späſſe aus dem Gerichtssaal, wie sie in der Rhön aus alter Zeit erzählt werden, hier wiedergeben.

Hannsejong sagt z. B. zum Untersuchungsrichter bei einem Verhör über eine Schlägerei: „mei saße bei'nanner

und schwätzte und ouf eimal hing ei'm des Aug rois." Und ein anderer: „Ich gab ehm nor so'n Tahp und da lag er."

Ein andermal sollte über eine Schlägerei zwischen zweien ein dritter, der zu beiden Gevattermann war, Zeugnis geben. Nun war er in der Klemme, er wollte keinem wohl und weh thun. Wie habt ihrs also gesehen? Da fing er nun an: „Ich hon zwar gsähe, daß Gvatter Kleinhans Gvatter Großhans mit der Retze auf 'n Kopf schlugk, daß de Reif am Hals hinge; ech waiß äber net, ob er'n troffe hat."

Eine andere Verhandlung. Ein Bauer hat dem andern ein Schwein todtgeschmissen, als es eben durch den Rick (eine Lücke im Zaun) in seinen Garten kriechen wollte. Vor Gericht: Sagt mir einmal wies eigentlich geschah? Drauf sagt der Angeklagte: „Das well ech Eu soa; ban Du Sau wärst, und da — Rick, und Du stöckst din Rössel in dän Rick und ich schmeß dich druf und Du verreckst, und ich söllt Dich zahl, der Döuwel söll' Dich zahl. Herr Amtsvogt, so warsch."

Etwas neueren Datums und wohlverbürgt ist dies, daß ein Bruder Liederlich vor die Ortsbehörde gerufen und scharf verwarnt wurde wegen seiner Verschwendung, durch welche er sich an den Bettelstab bringen werde. „Ah bas leit mei dro, onſ' Härrgott war au 'n armer Töufel." —

Uebt der Bauer aber selbst Justiz, dann geht es nicht nach Gesetzesparagraphen, sondern nach Brauch und Herkommen oder nach der Eingebung des Augenblicks. In einer Gemeinde war gefrohndet worden und man saß nach gethaner Arbeit im Wirtshäuslein, um sich zu stärken. Einige hatten die Frohnarbeit versäumt. „Was fangen wir mit denen an?" hub der Scholtes an; „sollen wir sie nacharbeiten lassen?" Nein, rief die Mehrzahl. Da erhob sich ein Weiser aus der Mitte des Ringes und sprach die bedächtigen Worte: „Ich denk, wir trinken ein paar Schoppen (Schnaps) und die müssens zur Straf bezahlen." Allgemeiner Beifall und sofortige Vollstreckung des Urteils. Das erinnert an alte Verordnungen, wonach der Schuldige dem „Schultheiß und den Vierern im Wirtshause ihr Gebühr über den Ungehorsam zu vertrinken geben" mußte. Mit einer solchen Dorfobrigkeit, welche in Hilders „Zwölfferstuhl" hieß, passierte einmal folgendes Stücklein. Als einer dieser Zwölffer (er hatte rote Haare) bei der

Prozession auf seinen Mantel trat und hinfiel, sagte ein anderer, „laßt ihn liegen, es ist ein roter“, anspielend auf die mit Kupfer versetzten Silberstücke (die bekannten Zwölfer).

Was auch zu einer richtigen Ortspolizei gehört, in neuerer Zeit aber fast ganz verschwunden ist, hat sich in der Rhön noch erhalten, das ist der Dorf- oder Wachspieß. Es ist ein altehrwürdiges Instrument, einer Hellebarde ähnlich, das Zeichen und die Waffe der Dorfwächter. Allabendlich wird derselbe vom Polizeidiener in das Haus dessen getragen, der die Nachtwache hat; — es ist die Uebertragung des wichtigen Amtes. So haben wir hier noch eine Illustration zu dem nurmehr sprichwörtlich gebrauchten „Spießhalten.“

Die Nachtwächtersprüche, an denen die alte Zeit so reich war, sind verschollen und vergessen; nur das Bruchstück eines solchen mystisch gehaltenen Spruches konnte ich auftreiben.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Der Hammer hat zwölf geschlagen;
Zwölf Thore hat dort Zions Stadt,
Die den reinsten Perlen gleichen [1])
Seele! werde ja nicht matt,
Bist du solche wirst erreichen.

Die Gemütlichkeit kann im geselligen Leben im Handumdrehen auf ein Gebiet hinübergelenkt werden, wo „die Gemütlichkeit aufhört“ oder wenigstens einen bitteren Beigeschmack bekommt, den des **Spottes** und der **Neckerei.**

Der Rhöner ist zu beiden Arten aufgelegt und parat, und es wiederholt sich dieselbe Erscheinung wie auch sonst in deutschen Landen, daß ein Stamm den andern, eine Stadt die andere, ein Dorf das andere seiner Eigentümlichkeiten wegen verspottet oder verlacht. Das einemal ist es die Sprache, das anderemal die Armut, die Anlaß dazu gibt, oder irgend ein Streit, eine Eifersüchtelei, so daß es oft von den Burschen zweier Dörfer heißt: „Wann die zsamkohme, nach' gebts Schmeß!“

In der Vorderrhön ist es die Armut, auf welche gestichelt wird. So redet man den Kreuzbergsdörfern nach, daß dort in hölzernen Schuhen getanzt werde; daher komme es, daß man nur eine Musikbande für zwei Wirtshäuser brauche. Wenn nämlich der Tanz im Gang sei, so daß man vor Schuh-

---

[1]) Off. Joh. 21, 21.

geklapper von den Tönen der Musik nichts mehr höre, dann ginge diese ins andere Wirtshaus, um dort auch den Tanz einzuleiten. —

Den Prämichern werden ein paar Dummheiten, die von einzelnen Personen begangen wurden, fürs Ganze angerechnet. So fragte eine alte Frau am Charfreitag die Kirchgeher, warum sie alle so schwarz angethan wären. „No, weßt ehrs dann net, hüt es ja ons' Heiland gstorbe.“ „So-o! eß er au gstorbe, der gut Moh? Da wesse mer in der Prämich gar nieß devo!“ — Eine andere Frau, die auswärts ging bei zunehmendem Mond, äußerte sich in folgender Weise: „Eidu ihr Lüt, dos hat Eu fürn große Mohnd, mei deheim hatte ner so a Stöck.“ — „Maiche, barüm beste dänn so gepotzt?“ „No, weißte dänn niet, daß ich a Bröut senn?“ „So! no bän heierst de dann?“ „De Basabenger von de Langele-ite.“ „Was kriegst de dänn mit?“ „No, 'n Hafe voll decke Melch, 'n Hafe voll dönne Melch, a paar Bei'hose, a Rosamarin-Zenkel und a Kötze voll S..birn.“

Burkardroth hat, wie schon erwähnt, viel zu leiden wegen seiner Gänsezucht. Von den Bischofsheimern und Haselbachern erzählt schon der alte Jäger, daß sie sich gegenseitig mit undelikaten Namen titulierten. Wieder andere legen sich die Namen Schnitzer, Buinässer (Buin = Bohne), Blaubäuch u. dgl. bei, die alle auf eine Ortssitte oder irgend eine Begebenheit sich beziehen.

Auch das Wort „Neuschter Luft“ hat eine Beimischung von Spott, wie auch aus dem bekannten Spruch über die Rhönstädte hervorgeht („Neustadt hat den Stolz“). Ein anderer Spruch,

> „Wär gäng uf de Rhön ohne Wend,
> Dorch . . . . ohne Kend,
> Dorch . . . . ohne Hohn und Spott,
> Hat große Gnad von Gott“,

wird in verschiedenen Gegenden verschieden variiert, je nachdem man einen Ort verspotten will.

In dem Namen „Poppelustig“ wird man höchstens eine leise Anspielung finden auf das lustige Leben, das einst dort herrschte und das jetzt noch durch die am Kirchplatz liegenden sechs Wirtshäuser repräsentiert wird.

Im Ulstergrund sind es die Bewohner von S., die etwas abseits liegen in einem Thalkessel, welche gern gehänselt werden; man schreibt ihnen wegen ihres unfriedlichen Wesens das Wort zu: „Mer gäbe onsern Lehrer dröm, bann mer onsern Pfarrer los wärn".

Am meisten aber ist es das im Brändergrund liegende Dietges, das alle einfältigen Streiche auf sich nehmen muß; es ist das Schilda der Rhön.

Schon die zwei Glöcklein der kleinen Kapelle verkünden seinen Ruf, denn sie läuten ganz vernehmlich „Tall Ditges, Tall Ditges". Die Ditteser Streiche sind dieselben, wie sie auch andern Orten gleichen Rufes aufgebürdet werden, nämlich: das Ausbrüten der Kuheier (Eselseier) durch die Schulzin; das Fangen des Mondes; das Vergessen der Fenster beim Kirchenbau; das Hinaufziehen eines Ochsen, damit er das auf dem Kirchthurm gewachsene Gras abfressen solle.

Etwas spezieller Art ist die Geschichte mit dem Schulzen Boinz, von dem ein Berg bei Dietges noch den Namen Boinzeküppel hat. Um nämlich beim Holzfällen die Länge der Holzabschnitte zu bemessen, legten sie den Scholtes auf den Stamm. Da kommt plötzlich einer ins Rollen, Boinz hält sich fest an und kollert den Berg hinunter. Da schrieen die Zuschauer: „Boinz obe, Boinz önge, Boinz hats Hai't verlorn".[1])

Ebenso paßt am besten (des Dialektes wegen) jenes mit den Steuersimplen, die der Ditteser Bote aufs Amt tragen sollte und deren es neun waren. Die Frösche aber in dem Teiche, an welchem er vorüber mußte, schrieen im Chor: „Oicht, oicht!" Nü' (neun) sänn's, ruft er ihnen entgegen. Nach längerem Streit, wobei die Frösche hartnäckig bei ihrem „oicht" blieben, warf er ihnen den Büchsenranzen hinein und rief: „No, doa zählt's sälber!" —

Weniger bekannt dürfte die Geschichte jenes Dittesers sein, der mit einer einfältigen Frau behaftet war. Als er sich nämlich beklagte, das Kraut in andern Häusern sei viel besser, weil besser geschmälzt, ging sie hinaus auf den Krautacker

---

[1]) Germania von Dr. Heinrich Pröhle S. 67.

und verbrauchte ein paar Häfen Schmalz zum Schmälzen des Krautes. Der Mann verließ sie nun, da er mit ihr nicht leben könne, versprach aber wieder heimzukehren, wenn er eine „töllere“ finde. Ehe er noch das Dorf verlassen, hat er sie bereits gefunden. Es saß eine Frau vor der Thür, hatte einen Hämmel vor sich und zupfte an der Wolle herum, weil sie glaubte, sie könne so die langwierige Arbeit etwas abkürzen und die Wolle dem Hämmel gleich vom Leibe wegspinnen.

Die Frage, warum sich gerade die Dietgeser zu dieser Rolle hergeben mußten, ist wohl damit zu beantworten. Sie bildeten von jeher, wie teilweise jetzt noch, eine ganz für sich abgeschlossene Gemeinde, die durch ihre eigenen Rechte und Gewohnheiten, sowie durch ihren Reichtum den Neid und damit die Spottlust der Nachbarn erregten.

Heute noch sind die Dietgeser eine Art kleine Republik; Arme habe sie keine, so daß sie zum Amte eines Gemeindehirten immer einen Fremden dingen müssen. Alle Ehrenämter wurden früher im Turnus verwaltet, so daß sie regelmäßig alle drei Jahre einen andern Scholtes wählten, und jeder war auch zu diesem Amte befähigt. Das Amt eines Polizeidieners und eines Kirchendieners ging gleichfalls im Jahresturnus von Nachbar zu Nachbar. Traf nun den Scholtes auch letzteres Amt, dann ging er eben ganz bescheiden in den Chor der Kapelle, um seines Amtes zu walten. Als aber den Scholtes einmal der Turnus traf, zugleich das Amt des Polizeidieners zu versehen, da sah man ein, daß das doch nicht anging, daß der Scholtes seine eigenen Befehle ansagen sollte und es wurde für diesmal eine Ausnahme gestattet. (Ich glaube nicht, daß die Dietgeser, mit denen ich jahrelang in bester Freundschaft lebte, ihrem „Härrn Profässer“ dies Kapitel verübeln werden. Wenn ja, dann sollen sie bedenken, daß es der armen Seifertser Kirche zu gute kommt.)

Um nicht den Schein von Parteilichkeit oder Einseitigkeit auf mich zu laden, muß ich wohl auch von den **Untugenden des Rhöners** reden, deren er sicher manche haben wird.

Erwähnt habe ich bereits die Schwatzhaftigkeit; daß damit Verläumdung und Zwischenträgerei enge zusammen-

hängt, ist selbstverständlich. Der Rhöner ist eher mit der Zunge, als mit der Faust zur Hand, um seinem Gegner eins zu versetzen; von Prügelei hört man sehr selten bei Kirmes und andern Festlichkeiten, wohl aber „da gabs wie'r a arg Schwätzerei“ d. i. ein böses Gerede; oder „die ho'nn sich emahl zerscholle, daß's nießt meh schö waar.“

Eine weitere Untugend, die damit zusammenhängt, ist die Rechthaberei und Prozeßsucht, über die mir von kompetenter Seite manches Urteil vorliegt. Wie im Privatleben, so gilt auch im Gemeindeleben das Wort jenes Rhöners: „Senn ich goot, dann senn ich rächt goot, senn ich aber bös, dann senn ich a Döüwel“. —

Man hat oft dem Rhöner den Vorwurf gemacht, als sei er unfleißig, träg und apathisch, durch sein Elend abgestumpft. Das muß ich entschieden verneinen; der Rhöner läßt es vielleicht an Energie, aber nie an Fleiß fehlen, wie ich bereits im ersten Vortrage nachgewiesen habe. Der Vorwurf der Trägheit kann sich höchstens darauf erstrecken, daß unter den jungen Leuten sich wenige entschließen, ein ordentliches Handwerk zu lernen und in die Welt zu gehen. Sie bleiben lieber in der Heimat, liegen zu zweit und dritt dem Vater auf dem Halse, um zu Hause mithelfend oder auswärts taglöhnernd ihre Jugend zuzubringen, wodurch natürlich für die Gründung eines eigenen Herdes gar nicht vorgearbeitet wird, so daß in manchen Familien Armut und Not ein Erbstück wird. Hierin wäre vieles zu bessern; würde nur z. B. die Holzschnitzschule besser benützt werden!

Ein vierter Vorwurf, der allen Rhönern gemacht wird, ist der, sie seien dem Trunke, besonders dem Schnapstrinken leidenschaftlich ergeben. Daß der Rhöner gerne Schnaps trinkt, ist sicher[1]); ob es ihm aber sehr zu verdenken ist bei seiner schlechten Ernährung, bei seiner schweren Arbeit und

---

[1]) Interessant ist, wie ein solcher Schnapssüffer, der auch sonst ein Original war, seinen Rausch personifizierte und auf dem Heimwege mit ihm kämpfte und disputierte: „Ich wern dich doch zwenge“, oder „hischmeiße kannste mech, aber schlönn kannste mech doch net“. Wollte er durchaus nicht weichen, dann nahm er am laufendeu Brunnen ein Douchebad, dann hieß es: „Nu senn ich widder bie en Fisch im Wasser“. —

bei dem rauhen Klima, ist eine andere Frage. Daß ein Mensch, der gesellig lebt, mehr geistige Getränke konsumiert als ein Stubenhocker, ist allgemeine Regel und trifft auch beim Rhöner zu. Wenn freilich der Schnapsbudel stets gefüllt in der Fensterecke steht und ab und zu von dem, der am Webstuhl sitzt oder der vom Stall in die Stube kommt, in Anspruch genommen wird, und wenn diese leidige Gewohnheit tagtäglich sich wiederholt, so ist das eine große Untugend, die aber in besseren Häusern streng verpönt ist. Da ist entweder gar kein Schnaps im Hause oder er steht unter strenger Obhut der Hausfrau, die ihn nur bei Besuchen oder als Medikament verabreicht.

Auch Unehrlichkeit (deutsch gesagt Dieberei) wirft man dem Rhöner vor. Nun, wir wissen alle, daß große Armut auch das im Gefolge hat. Und ganz besonders bilden sich bei den ärmsten Volksklassen gewisse kommunistische Grundsätze, wenn es sich um Staatseigentum (Holz und Wild) handelt. Die Rhönhasen, die sprüchwörtlich geworden wegen ihrer Größe und Fettigkeit, auch die Rehe sind vor den Schlingen der Rhöner ebenso wenig sicher, als vor dem Blei der Jäger. — Um auch ein Stückchen vom Stehlen zu erzählen, da holte sich einmal ein armer Teufel, der Bedürfniß nach frischer Wäsche fühlte, ein Hemd von der Bleiche hinweg. Er ließ das alte als Ersatz liegen und ging sofort hemdärmlich ins Wirtshaus und ließ sich von dem Eigentümer, vom Wirte bewundern und beloben wegen seines „rallichen“ Hemdes, das er endlich einmal anhabe. „Joa, ich honn gewasselt“, meinte er darauf. Als aber die Ewelis auf dem Rasen das schwarze Nagelschmiedshemd unter den weißen friedlich hängen sah und dies hinterbrachte, sagte der Kas' (Kasimir) ganz ruhig: „Ich honn's euch ja gesoat, ich honn gewasselt“ (doppelsinnig für umtauschen und Wäsche wechseln). „Nu sollst es au behall'“, sagte drauf der alte Wirt, jener aber replicierte „das waar mi Me-ining“. Später gefragt, ob ers gebeichtet habe, sagte er: „Vos soll ichs bicht'? Es waar ja nor gewasselt; das beßja Seife eß der Öngerschied.“ —

Der schwerste Vorwurf endlich, der den Rhönern gemacht wird, ist dieser, sie seien im Punkte der Sittlichkeit sehr anrüchig. Ich glaube, daß fast alle Rhönschilderer hierin dem

alten Jäger nachsprechen, der allerdings mit einigen Thatsachen seine Behauptung belegt. Vor allem aber glaube ich, daß man den großen Fehler begeht, wenn irgendwo ein krasser Fall vorkommt, das Urteil zu verallgemeinern, so daß der Satz „das ist in der Rhön vorgekommen", von den Fernstehenden sofort umgeändert wird in „das kann nur in der Rhön vorkommen". Wir dürfen also, um nicht ungerecht zu werden, nur die gewöhnlichen Fälle zur Grundlage unseres Urteils machen.

Auch vor einem zweiten Mißgriff ist zu warnen. Das Urteil über die Sittlichkeit einer Gegend wird oft gebildet auf Grund der Statistik d. i. auf Grund jener Rubriken im Taufbuch, in denen nach dem Vater gefragt wird, die aber unausgefüllt bleiben. Will man nur diesen Maßstab in der Rhön anwenden, dann geht man bedeutend irre; denn die Hälfte jener Fehlanzeigen fällt nicht der Rhön zur Last, sondern jenen Städten und Gauen, in welche die armen Rhönerinen wandern, um Dienst oder Taglohn zu suchen. Gar manche Rhönerin träumte sich, als Gaumagd ihr Glück zu machen und in einen Bauernhof hineinzuheiraten, — aber das Ende vom Liede ist, daß sie mit Schande in ihre Heimat zurückkehrt. Noch schlimmer steht es da, wo viele Mädchen in die großen Städte (Meiningen, Frankfurt) sich verdingen. Ich glaube, daß gerade statistische Erhebungen obiges Urteil bestätigen würden.

Damit soll der Ausgelassenheit oder sittlichen Verwilderung der reiferen Jugend durchaus nicht das Wort geredet werden, aber sie soll auch nicht schlimmer beurteilt werden, als anderswo. Ist es denn nicht bekannt, daß die Armut gar viele Gefahren für die Sittlichkeit mit sich bringt, die der Reichtum gar nicht kennt? Ist es nicht die Wohnungsnot, wie sie in manchen Distrikten, so auch auf der hohen Rhön herrscht, die der sittlichen Verwilderung einen großen Vorschub leistet? Schaffen wir erst diese Ursachen hinweg, dann wird auch Besserung eintreten.

Nicht zu leugnen ist, daß in alter und neuer Zeit manche Dörfer (ich will sie nicht nennen) in sehr schlimmem Rufe standen, so daß sich ein Sprüchwort gebildet hat, das gar zu ehrenrührig ist, als daß man es veröffentlichen könnte. Aber

gerade da waren oder sind Armut und Wohnungsnot am größten, oder sie haben lange Jahre hindurch eines geordneten Kirchen- und Schulwesens entbehrt, was sowohl für die schulpflichtige, wie für die erwachsene Jugend von großem Belang ist. Und doch verleitet uns selbst hier Sitte und Vorurteil leicht zur Ungerechtigkeit. So sah ich vor kurzem beim Marsche auf die hohe Rhön einen Burschen mir entgegenkommen, der eine Rhönerin am Arme führte. Der erste Gedanke, der wohl jedem kommen wird, ist, daß so etwas auf dem Lande doch zu stark sei. Denkt man darüber nach, so wird man zwar zugeben, daß man es hier mit einer befremdenden Ausnahme von der auf dem Lande geltenden Regel zu thun hat, aber auch, daß das junge Paar vielleicht in wenigen Wochen zum Altar schreitet und deßhalb auch von jener Freiheit Gebrauch macht, wie sie in den Städten allgemein Sitte ist. Darum Vorsicht im Urteil! Gerade das letzte Beispiel zeigt am deutlichsten, wie leicht aus solchen vereinzelten Erlebnissen eines Touristen (nicht Forschers, der alle Faktoren prüfen wird) ein zu strenges und falsches Urteil in die Welt geschickt wird.

Mit einem Worte, ceteris paribus d. i. unter gleichen Verhältnissen sind die Rhöner in sittlicher Beziehung nicht schlimmer, als ihre Brüder und Schwestern in anderen Gauen, aber jedenfalls sind sie besser als ihr Ruf. Mit dieser Verteidigung des Rhöners soll dieses Kapitel seinen Abschluß finden.

Die Rhönersprache.

Das Letzte, was bei den Eigentümlichkeiten des Rhöners zu besprechen wäre, ist seine Sprache.

Den Rhöner kennt man aus Hunderten heraus durch den eigentümlichen, ziehenden und singenden Ton. Nicht blos in einem Satz, oft in einem Ausdruck, ja sogar in einem einzigen Wort kommen mehrfache Modulationen vor.

Beispiel: Ānnä-Märgrät, bäs hätt' ĕhr dänn gässĕ?

Antwort: Denne Melch un a decke Melch, Huitzel und eigebacke Broad, ha'mer a gots Ässe gehot.

Frage: Hats dann geschmäckt?

Antwort: J—ahĕ.

Es ist also zunächst der fast rythmische Wohlklang, der die Rhönersprache auszeichnet, abgesehen von anderen Schönheiten, die nur ein gründlicher Kenner des Dialekts zu würdigen versteht. Soviel ist sicher, daß er gegen die harte, breite und schwerfällige Sprache unserer fränkischen Gaue viel voraus hat; man glaubt Prosa und Poesie zu hören, wenn man z. B. folgende Ausdrücke neben einander stellt:

„Wua bist 'n gĕwa'?" sagt der Franke;
„Bo waarst de dann?" der Rhöner.
Antwort: Wo war i gwast senn? Derhöm.
Bo waar ich? Deha-i.

Ich will nun versuchen, einigermaßen den Bau und die Grammatik des Rhöner-Dialekts zu zergliedern, obwohl das seine großen Schwierigkeiten hat.

Die erste Frage,

welche Stelle der Rhöner-Dialekt in den deutschen Mundarten einnimmt, ist leicht beantwortet, wenn man die Methode eines Jenenser Lehrers[1]) annimmt, der sie einfach in ober-, mittel- und niederdeutsche mit mehren Unterarten einteilt.

Hienach gehört der Rhöner-Dialekt zu den mitteldeutschen Mundarten und zwar ist es ein Bindeglied zwischen der

[1]) Bräunlich, die deutschen Mundarten. Jena 1879.

fränkischen und sächsisch-thüringischen. Seltsamerweise ist bei jener Einteilung nicht der allgemein bekannte Name Rhön genannt, sondern der wenig bekannte und historische Name Henneberg, so daß der Rhöner Dialekt als hennebergisch-fränkischer Dialekt figuriert. Ebenso wird er in Grimm's Wörterbuch bezeichnet.

2. Abstufungen.

Die Rhöner Mundart ist wie jede andere nicht streng abgeschlossen, sondern sie ändert sich von einem Grund zum andern, oft von Dorf zu Dorf.

Nördlich von Kissingen und Hammelburg nimmt der fränkische Dialekt schon eine andere Klangfarbe an, — die breiten fränkischen Laute werden weicher und biegsamer, die Worte erhalten durch die Anfügung des Schlußkonsonanten eine gefällige Verbindung mit einander: z. B. i höi, i hō, ich honn; ze Latti, ze Lattig. Während der Franke bei Ortsnamen die Silbe ach in i umwandelt (Leini, Schwarzi), dagegen die Silbe bach beibehält (Varsboch, Dürrboch, Retzboch), ist der Rhöner konsequent und sagt Steinich, aber auch Haselbich, Hassemich, Reulich, Lahrbich, Oeberbich. Doch die Ortsnamen sind weniger geeignet zu solchen Beispielen, darum einige andere.

Das fränkische Mädle wird allmählich in Mä'che (da der Rhöner nur das Deminutiv che und je hat), Maiche und Moiche, Maje verwandelt, bis es in Fuld zu Mäderche wird, was wieder an den Dialekt in der Wetterau und in Frankfurt angrenzt, während das fränkische Mähd (Magd) nur in Mahd sich ändert.

Aehnlich ist es mit nix, nieß, niest, nischt, nüscht; aus nit wird niet in der Vorder-, net in der Hinterrhön. So wird aus Haus — Hous, Hois, Huis und Hûs, während der Hinterrhöner, wenn er hochdeutsch sprechen will, vom Huis wieder auf die erste Flexion Hous zurückkommt.

Aehnlich wird aus Kraut — Krout, Kräut, Kruit; aus ich brauch — brouch, brûch.

3. Die Vokalisation

ist unstreitig das schwierigste beim Rhöner Dialekt; jeder Vokal wird mehrfach moduliert, oft fünf- und sechsfach, so

daß die rechte Aussprache desselben noch ein wenig schwieriger ist, als die des Englischen. Schon Benkert (selbst ein echter Rhöner) in seinem Werkchen behauptet, daß eine Menge von Lauten dem Englischen ganz verwandt seien und in einer Schriftprobe des Rh. D. habe ich auch viele Worte englisch geschrieben gesehen, z. B. father (Vader), good (gut).

Gehen wir die einzelnen Vokale durch, so finden wir

1. das a in 6facher Aussprache; ganz kurz, gleichsam als Vorschlag, dann kurz mit und ohne Schärfung, dann lang, dann breit und gedehnt und endlich als förmlichen Doppellaut. Das ist am besten ersichtlich aus folgendem Beispiel:

Ba[2]nn de da[3] wa[3]rst, da[2]nn sä[4]chst es ja[1], da[3]s ha[5] gema[6]icht hat.[1])

2. Weniger Schwierigkeit hat das e, das nebst der gewöhnlichen Länge und Kürze noch die breite Aussprache in ä hat, z. B.

Ge[1]h' me[1]r doch wä[2]k da, daß mer de Wöa in de Wä[3]hk schiebe.

3. i wird meist wie ĕ ausgesprochen, in einigen Substantiven und im Pronomen wie e-i z. B.

Eß das Kehind net bei bei? nah! ech konns net gefenn; ach! das eß a schlömm Deng. Oder ein Beispiel aus dem Leben: Ech (auch eich) kreg emmer Schmeß. Von wäm dänn? Bär Zît hat.

4. o und u sind in der Aussprache oft gar nicht auseinander zu halten, z. B. ich hon en schrobe Jonge, on die hun ich dän scho dazwösche genomme!

Oder: Onſ' Jong ging in fuchze Stonn vö Foll' nach Wörzborg.

Eine seltene Umwandlung erfährt u in oi (sonst in ui), z. B. der Hoind, Pl. die Hönn; das Pfoind.

5. ei wird in Pronom. und Adverb. in i, im Zeitwort, Präpos. und Adjekt. in e-i, in Substantiven in ai oder oi verwandelt, z. B. bei mim Vader do eß glich färtig; ha schme-ißt druf und dann au 's Bai (Boi) e'zwai geht.

---

[1]) Beim aufmerksamen, langsamen Sprechen merkt man genau, wie die Oeffnung des Mundes von Laut zu Laut größer, der Ton breiter wird.

6. au wird zu ou und ui, wobei oft das i kaum gehört wird; äu wird regelmäßig öü und ü, ersteres in der Vorder-, letzteres in der Hinterrhön; z. B. Bann mer om Sunntig ens Dorf köhmt, röucht mer, daß in jädem Hous (Huis) Krout (Kruit) gekocht wird; oder: In Waldberg senn jetzt louter nöue Höüser, seitdäms gebrahnt hat. In einer ganzen Klasse von Zeitwörtern wird au teils zu ai, kaifen, in Fuld sogar laifen, teils zu u in saufen (Sufflapp).

Es ist um so schwerer, eine feste Regel aufzustellen, weil manche Dörfer Veränderungen vornehmen, die man zwar im Hören unterscheiden, aber beim Schreiben durchaus nicht fixieren kann. In dieser Beziehung sind Frankenheim und Simmershausen berühmt; für letzteres ist bezeichnend das Wort einer Frau, welche mit Stolz von ihrem Manne, der die Fahne trug, sagte: „Hun ech net en schönne Moh, där voando geāht und d' Foihn tröat on e gahl Hoar hat, bie en Ängel?"

Oder wer kann es jenem Musikanten richtig nachsprechen, was er im Vaterstolz und großsprecherisch von sich sagte: „Ich honn en Jong', däm honn ich's Gīge gelahrt; ha kohns bässer bie ich, ech wells em äbber doch noch bässer lahr'".

Oder jenes Wort, das ein Dörf dem andern vorhält als Probe seiner eigentümlichen Sprache: „Hock's ouf, trök's nouf un bann de nouf köhmst, pföüffte!"

4. Die Konsonanten

müssen sich im Rhöner Dialekt manche Veränderungen gefallen lassen, meist durch Elision oder Assimilation.

1. Vor allem hat die Rhöner- gleich der plattdeutschen Sprache die Aspiration des Pron. der 3. Person, „ha geng fort (plattd. hei).

2. Die Lippenbuchstaben werden gern vertauscht; aus w wird b, aber nur bei den Pronomen, z. B. bär kommt? bie war das? bō steht das? Aus w wird m, aber nicht blos in mir statt wir, was in Franken allgemein ist, sondern auch in wollen, z. B. bas monn se ha'?

3. Die Gutturalen werden in der Mitte entweder ganz ausgestoßen und wird dafür ein eigener Doppellaut gebildet, der in der Schrift schwer auszudrücken ist (oa, öä), z. B. in fragen, tragen, sagen: Wos soat ha dann? Ha froat mich, ob ech em sin Köz troa wollt'; ich hun's ehm abgeschlöa' oder gar der Wöa statt Wagen. Andere (ch) werden abgeschwächt in ein Dehnungs-h; steht es aber in der Mitte, dann wird es assimiliert, z. B. der Flahs eß höuer schnäll gewasse (gewachsen).

Oder es wird am Ende des Wortes in n verwandelt mit geschärftem Vokal z. B. ich sönn (sag) ders; doa lenn (leg) ichs här.

Oder es wird aus dem weichen und mittleren Laut der harte; ja es wird das stumme h durch ein Gutturallaut ersetzt, z. B. ich sāch, daß es Dahk wur' (ähnlich dem altbayer. Rech statt Reh, Büchl statt Bühl).

Einige Beispiele von Elision eines Konsonanten und Ersetzung desselben durch den gedehnten Vokal oder durch Assimilation wären:

bei b: dar hat mich gelō't = gelobt;
" d: lang mer emahl die Nölle = Nadel, bo eß se dann wie'r (wieder?)
" f: hüt war der Töuwel los.
" g: es rä'hnt = es regnet; schlahk dän Nöel (Nagel) in'n Wöa (Wagen);
" h: ich hun's gesänn (gesehen).
" k: wellst auf'n Mar't?
" p: mer mache's überhait (überhaupt);
" r: 'n oedentliche Jong eß emmer voendro.
" s: la'ht mich und sogar lammich geh!

Die Veränderungen von n, m, w sind ohnedies auch im Fränkischen bekannt.

5. Beim Pronomen

hat der Rhöner folgende Eigentümlichkeiten. Beim persönlichen P. wendet er selten das Ihr an, sondern er gebraucht auch im Nominativ das geläufige Eu. Eu wißt doch, daß echs Eu' schon gab.

Beim Possessivum gebraucht er gern gleich dem Franken in der 3. Person die Umschreibung ihm oder jen' sei Hous; statt unser sagt er in der Regel ons'; ons' Härr hat ons'm Jöngje a schö' Beldje gschänkt.

Beim Reflexivum ist zu erwähnen, daß auch bei dem der 1. Person jenes der 3. Person gebraucht wird: da hammmer sich (nicht uns) emahl getroffe. Nach oben erwähnten Regeln geschieht es auch, daß mir und wir gleich ausgesprochen werden, nämlich me-i; aber nur, wenn es betont wird, während es außerdem mit dem vorausgehenden Wort assimiliert, z. B.

mei (wir) wolle hüt schla(i)cht, bammer'n Metzger krei'n (kriegen);
mei (mir) lögk garnischt dro, bammer ainer mi Kötz hai'trühk!

6. Die Präpositionen

werden in der Rhön richtiger angewendet, als im fränkischen oder gar im Würzburger Dialekt. Die Präposition zu wird durch bei ersetzt und zwar sowohl mit dritter als mit vierter Endung, während der Franke letztere nicht kennt. Denn er sagt, 'geha har zu'emer, der Rhöner aber, geh' be-i mich! Doch macht er hingegen von der gewöhnlichen Aussprache eine Ausnahme, so oft der Wohlklang es erheischt. So sagt er bē-i mich, aber nicht bē-i mē-i, weil dies hart klingt; das bei wird verkürzt, es heißt dann bei mē-i.

Die Präposition zu wird überhaupt aus der Sprache verbannt; denn in der Verbindung mit sagen wird sie ersetzt durch das „wider" (dem griechischen προς entsprechend): Ha sug wider mich, — eine Eigentümlichkeit, die in der Aschaffenburger Sprache vorkommen soll, wo man über mich sagt.

Eine Präposition, die sonst nirgends zu finden ist, wird gebraucht bei Ortsbezeichnungen; es ist ein fast tonloses um = in, und zwar bei den Zeitwörtern der Ruhe und der Bewegung.

Wo warst'e? Ich war om ('m) Sahse.
Wo wellst'e hi'? Ich well om Seiwerts.

7. Bei der Konjugation

läßt sich der Rhöner manche Abweichungen von der Regel zu schulden kommen, oder besser gesagt, er sucht Ausnahmen zu vermeiden und bleibt bei der Regel, z. B. bildet er nach der Analogie von schlagen, ich schlug alle gleichlautenden Verben, also von sagen, klagen und fragen — ich sug, ich klug, ich frug.

Eine Absonderlichkeit eines Teils des Ulstergrundes ist jene Abweichung von einer allgemeinen Regel, daß man von pfeiffen die Form ich pfuff bildet.

Das Verbum kaufen konjugiert er wie laufen; er sagt also ich kief, ich lief, während schnaufen, taufen wieder regelmäßig sich bildet (toufte), und bei saufen sagt er gerade so sprachrichtig wie der Gebildete ich soff.

Eine Zeitform könnte der Rhöner ganz entbehren, das Perfektum, das er nur höchst selten anwendet, denn er gebraucht zur Erzählung nur das Imperfekt, während es beim Franken umgekehrt ist. Das gibt nun, besonders in einer längeren Erzählung, einen großen Unterschied zu Gunsten der Rhöner Sprache. Der Rhöner erzählt also:

„Wie ich hüt morgens uffstahnd, waar so schlächt Wätter. Ousm Fäld waar da nüscht ze mache; da daicht ich, gehst ouf'n Helderscher Mar't. Mi All' (meine Alte) brommt freilich und söät: „Du hast ja nüscht ze kaife.“ No, ich maicht ehr 'was vor; wos wollt' se mach'? Wie ich 'om Helders kahm, da begä'nt mer der Schwärzbicher Hannes. Dähn hatt' ich scho a hall' Jahr nit g'sähn. No ließ ich Alles steh, mei satzte ons ens Kirschehuis und schwatzte mit'nanner und tranke ei' Glas üms anner; da gengs mal hoch här, und eh' mer ons versaache, hat der Wächter die Zahe' gedutt'. No tappt ich hei' on wollt mich heimlich nitüffel; mi All' hoärt' mich äber. Nu gings los: Du Sufflapp, du schrober Kuiz, du Lümpje! Eß dās a Art, so lang uiszeblenn (auszubleiben)? Was hast'e dann kaist? Nüscht hast'e kaist. Ja, schrie ich, 'n Rousch honn ech mer kaift, und wann de jetz net gle-ich stell best, no versohl ech der de-i schlömm Muil, daß de aicht Töa kain Läffel meh ne-i brengst, du Scheng-aas du! No (dann) waar Ruh!“

Wir sehen daraus, daß der Rhöner höchst selten das Perfekt braucht, das man beim Franken bis zum Ueberdruß hören muß: „Hetzund bin i nei die Stadt gange und höi ei'käff wöll. Wia aber's Uglück sein' Wille hoat, läfft mer mei Gvattermo nei die Händ. Dan höb' i schoa a halb Joahr niaß mehr gsahna ghot. No höbe' mer uns nei' zu'n Feser gsetzt" u. s. w. — Was ist schöner?

Auch das historische Präsens wendet der Rhöner gern an und mischt es hie und da unter die Imperfekta. „Geh' ich nächte ouf mein Buide, well mer a Worscht 'rabhohl. I du Schwerenangst! was senn ich da erschrocke! Da waar ke-i Schwänzje meh ze sähn! Ich mei', der Schlahk tröäf mich".

Sogar eine echt lateinische Wendung hat der Rhöner, wie sie der Franke sicher nicht hat, z. B. statt „wie hätte ich das wissen können", heißt es kurz: „bie konnt' oder kann ich das weß?" Noch eine andere Wendung hat der Rhöner für die Behauptung, daß etwas kaum möglich sei; nämlich es sagt einer, der eingeladen war: „Da bekahme mer a Flaisch, ach, das waar so fätt, mer konnt's gar nit äß." No, was maicht't ehr dann da? „Jah! mer aße's doch". Ueberhaupt ist eine gewisse Kürze und Rundung eine der Vorzüge des Rhöner-Dialekts.

8. In der Umgangssprache

unterscheidet sich der Rhöner viel von dem Franken. Das Wort „Bua = Sohn" existiert für ihn nicht; er hat blos Jonge, mögen es nun die seinen oder fremde sein. Und wenn die Mutter ihrem Kinde schmeicheln will, so lautet „geh heimich, mi härze Jöngje" viel schöner, als das fränkische „geha har, mei Knachtla".

Selbst bei Erwachsenen wird dieser Ausdruck „Jong" noch angewendet zur Bezeugung des freundnachbarlichen oder kameradschaftlichen Verhältnisses. Der Aschaffenburger Fischergäßler sagt Kumpeer, der Franke sagt Nachber oder Gvattermo, der Rhöner aber „sätz dich här, alter Jong".

Sogar einen verdächtigenden Beigeschmack hat das Wort, je nach dem Tonfall; sagt man „du bist e schönner Jong!" so ist das soviel als „du bist mir a sauberer Kerl."

Dieses Wort Kerl kommt höchst selten in der Rhönsprache vor; statt dessen hat man das Wort „Kuiz" d. i. Kauz. „Das eß a schrober Kuiz", ist ein ziemlich schlechtes Leumundszeugniß. „Dos senn euch Küz", entbehrt zwar des Beiwortes, läßt aber an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Indifferent aber d. i. nicht im guten, nicht im schlimmen Sinne aufzufassen ist das Wort im fragenden Tone: „Bos eß das für'n Kuiz?"

Auch die Frauen haben ein Wort, das dem „Jong" gleichkommt, nämlich das Wort „Maje". Das gilt sowohl für die Töchter, als für die weibliche Jugend, als auch für Bekannte und Freundinnen jeglichen Alters. Wenn z. B. ein altes Mütterchen eine Jugendfreundin, die krank darnieder liegt, besucht, so entspinnt sich ungefähr folgendes Gespräch: „No, Maje, was maichst'e dann? — Ach jemmerei, bie eß mei so schlächt! — No, bie kahm dänn dahs so schnäll? Ich saach dich ja noch gen Tag (gestern) in der Kerch, und do daicht ich s'ei, die siecht mal goot aus; das eß doch a rächt fest'. — Oh nah, das honn ich scho lang gespoert, und auf ei'mahl kahms. Ja, ich senn nescht mehr notz; Du werst sä'nn, ich la' (leb) net mehr lang. — Oh, schwig stell, schwätz net sou olber. Siech, Maje, mi Motter ... — Ja, die kannt ich rächt goot; das war a rechtig Frou. — No, die bekams grad a so, bie du" rc. rc.

Etwas lebhafter ist freilich die Unterhaltung, wenn zwei „jonge Maje" vom Markt heimkehren und den stundenlangen Weg durch stetes Geplauder sich abkürzen.

Auch sonst bezüglich der verwandtschaftlichen Verhältnisse und Gevatterschaft hat der Rhöner seine eigenen Bezeichnungen; z. B. hat er kein „Härle und Fräle", wie der Franke die Großeltern nennt, sondern „Ellern", nämlich Ellevatter und Ellemotter; er hat'n Döth und a Döthe, 'n Vetter und a Wösje, a Gvattersche und 'n Schwa'r und a Schwieger.

Er heiratet nicht, sondern wird ählich; in der Arbeit denst[1]) d. h. zieht er mühsam an seinem Joche, in der Krankheit krözt er, oder er hat 'n argen Wähtich (Wehtum). Er

---

[1]) ahd. dinsan, mhd. dinsen ziehen, sowohl transitiv als intransitiv.

unterscheidet Menschen und Tiere und was er kauft und erhandelt in kiesig oder unkiesig (unverfälscht oder verdächtig), er sieht sich ein Haus ömmig und uisbig an, ehe ers kaift; banns ibest (auch isest, äußerst) ist, geht er jedes Jahr auf den Kreuzberg; geht es streng oder gar stickel, dann bleibt er trate[1]), weil er ballö[2]) nicht schnouf kann; droben trenkt er sei' Kännje, ißt 'n Wäck dazu, der muß aber mörr (mürbe) sein; er bicht' spalz (gelegentlich) und kaift seinen Kindern daheim a Wallstöck und wenns auch klipperklei ist.

So könnte man das Verzeichnis der Provinzialismen bedeutend vermehren, besonders wenn man Kleidung und die häuslichen Geräte durchmustern würde. Wer würde z. B. das verstehen „lang mer emahl die Löppe[3]), ech well 'n frösche Born hohl"? Langen ist nämlich unser reichen, gerade wie habben statt halten steht, welche Bedeutung im Hochdeutschen in Handhabe zu finden ist. Wenn ein paar richtige Rhönerinnen am Waich (Wäsche) stehen, könnte man am besten die Rhönersprache studieren, denn sowohl Form als Inhalt trägt dann den unverfälschten Rhöncharakter.

Auch an Sprüchwörtern hat der Rhöner seine Spezialität, besonders wenn er für seine minder löblichen Eigenschaften eine euphemistische Bezeichnung sucht. So sagt er däm hon ich emahl die Huitzel ogericht, wenn er ihm dick und dünn die Meinung gesagt; däm hon ich emohl a Sprenzel gestahlt, wenn er ihm heimtückisch eine Falle gelegt; dar moß weß, bo der Katz es Bai' ezwai' eß, so bezeichnet man den Neugierigen; däre Gais eß nu au gestreut, wenn etwas Aufgeschobenes endlich erledigt ist; du bli'st lenna, bis die Katz kräht d. i. du kannst gar nicht aufstehn. Manche allgemeine Sprüchwörter begegnen uns in der Rhön wenigstens in anderer Form, z. B. sachtig eß au getanzt (eile mit Weile); toll geräth au (frisch gewagt ist halb gewonnen); bie

---

[1]) treten = stehen ist nur in einigen Dörfern gebräuchlich.

[2]) Die Silbe lö ist eine Verstärkung, eine Art Superlativ, der außerdem noch in viellö vorkommt.

[3]) In Franken hat man nur das Zeitwort löppern d. i. vor dem Auskehren die Dielen begießen.

ma sich ställt, wird ma gekrällt (wie man sich stellt, so gehts einem).

Die Rhönersprache geht bei dem Eingebornen in Fleisch und Blut über, so daß selbst nach langen Jahren der Entwöhnung wenigstens ein kleiner Anklang an den Tonfall übrig bleibt. Wer viel in der Rhön verkehrt, gewöhnt sich leicht das erzählende Imperfekt an, und wird dadurch kenntlich.

Großen Spaß macht es, in der Schule zu beobachten, wie das Hochdeutsch und die Rhönersprache in den kleinen Abc-Schützen miteinander ringen. Was ist die Tuwe? wird der Kleine gefragt, denn das Wort Taube kennt er noch nicht. Die Tuwe ist ein Getierz, antwortet er mit dem größten Ernste. Einst wollte ein Inspektor den Schulkindern eine bessere Aussprache wenigstens des Ortsnamens beibringen, denn sie sprachen beharrlich „Äckwisbich". Er ließ ein Kind das Wort an die Tafel schreiben und dann Silbe für Silbe buchstabieren. Dabei kam folgendes zum Vorschein: „E—ceka—Äck — we—e—i—es—wis — be—a—ceha—bich — Äckwisbich". Der Inspektor war nun belehrt und bekehrt.

Wer nur immer Zeit hätte, überall, auf Weg und Steg, in Schule und Haus, besonders aber am Wirtstische zu lauschen und zu studieren, gar manche Perle des reinsten und gesundesten Volkswitzes würde entdeckt werden. Und gar wenn schon die kleinen vierjährigen Jungen bei aller Naivetät eine gewisse Selbständigkeit und Geistesgegenwart zeigen, das ist mehr wert als künstlich erfundenes Witz- und Wortspiel. So schlenderte ich einmal, ins Lesen vertieft, an einem einsam im Haungründchen gelegenen Hofe vorbei; da erhob der Hofhund, dessen Kette meist an einer dem Haus entlang laufenden Stange befestigt ist, um ihm mehr Spielraum zu gönnen, ein wüthendes Gebell. Der kleine Bursch aber, der zwischen den Spalten des Zaunes hervorlugte und gesehen, wie ich etwas überrascht worden war, rief mit mächtiger Stimme, den fremden Mann zu beruhigen: „Das eß onser Lux, dar guizt (gauzt) ner a so."

Ein andermal neckte ich mich von der Gartenmauer aus mit einem „klaine Maje", indem wir uns mit Steinchen be-

warfen. Da ich mein Ziel nie verfehlte, jenes aber mich nie treffen konnte, rief sie endlich unwillig „bist'e böser Jong" und gab das Spiel auf. — Mit derselben Offenheit und oft staunenswerten Geistesgegenwart plaudern die Rhönkinder, wenn sie zur Schule kommen, auch mit ihrem Lehrer. Dieser sagte einst zu einem Neuling, „du bist aber ein kleines Bürschlein", worauf dieses keck erwiederte: „Onn du, du warscht ah' mohl so en klänner Kuiz, ech wern ah noch groß." Ein Mädchen aber, um seinen Namen befragt, sagte erstaunt: „Kennste mich dann net? Du bist doch emohl bei on'sm Acker verbeigange, doa honn mer die Gäns gehett (gehütet), onn do hoste gefrägt, bie ich hieß, on do honn ichs gesoit, — weißte dann net meh" u. s. f. So ging das Plaudermäulchen bei jeder Gelegenheit; einst stand die Kleine mit anderen um den Schultisch und mußte rechnen. Nach einiger Zeit fing sie an: „Jetz haste ons genungk Rächeruſgabe uffgegann, jetz well ich der emahl ei uffgah", und erzählte dann das Rätsel von den zwei Schäfern, die über die Zahl der Schafe sich befragen. Das beste aber leistete sie, als sie, nachdem einmal der Steg weggerissen war, den sie mit andern passieren mußte und andern Tags der Lehrer fragte, ob sie denn gut heimgekommen seien, ihm entgegnete: „Fre-ilich, sust wärn mer hitt (hüt) net doh." —

Diese Erinnerung an die Rhönkinder sollen die letzten Pinselstriche sein, welche dem Bilde beigefügt werden, bevor es in die Ausstellung d. i. an die Oeffentlichkeit geschickt wird.

Nun wäre das Bild vollendet. Es bietet in kleinem Rahmen eine Menge von Personen und Sachen, die alle den Rhöneranstrich haben oder irgendwie mit der Rhön in Verbindung stehen. Arm und reich, groß und klein, alt und jung, alle habe ich zu zeichnen versucht. Und die Gezeichneten handeln, sprechen, singen und deklamieren, sind lustig und traurig, haben geistliche und weltliche Anwandlungen, — es ist ein buntes, vielbewegtes Bild, das ich zu entwerfen suchte.

Ein Bild wird bei der Ausstellung natürlich beurteilt, gelobt oder getadelt werden. Mags auch diesem Bilde so ergehen, wenn es nur das ist, was es sein soll — ein Spiegel, aus welchem uns das ganze Leben der Rhöner wahrheitsgetreu entgegentritt. Wenn es nur seinen Zweck erreicht, das

Interesse für die Rhön auch in weiteren Kreisen zu erwecken und nebenbei in reichlichster Weise beizutragen, daß die neu erbaute Kirche in Seiferts stolz und schuldenfrei ihren schlanken Thurm in die Lüfte recken kann. Trägt sie doch auch dazu bei, die obere Partie des Ulstergrundes landschaftlich zu verschönen, um so mehr, da sie, auf einem Hügel und frei liegend, den ganzen Grund beherrscht. —

Als letzte Beigabe möge das Gedicht sich anreihen, welches einen in einem Rhöndorfe U. vorgekommenen, unschuldigen, aber wahren Scherz zum Gegenstande hat.

Der Rubrikat.

In einem Dörflein der fränkischen Rhön,
Nicht weit von des Kreuzbergs waldigen Höh'n —
Da traf einst die Ehre ein Bäuerlein,
Des Dorfes Scholtes, id est Bürgermeister zu sein.
Er waltet des Amtes gar treulich — und richtet,
Amtieret und siegelt nnd ordnet und schlichtet;
Nur eines konnt' ihm die Ruhe vertreiben,
Das waren die großen gesiegelten Schreiben
Mit den vielen lateinischen Brocken darin, —
Die waren gar nicht nach seinem Sinn.

Eines Tags ward wieder ein Schreiben gebracht,
Und als er es ehrfurchtsvoll aufgemacht,
Und als er die Brille gesetzt auf die Nas,
Er langsam bedächtig folgendes las:
Rubrikat hat sich am 20. dieses bei Strafvermeidung
Beim Landgerichte einzufinden zur Verbescheidung!"

Er seufzet — und legt das Schreiben nieder,
Er wischt sich die Stirne und seufzet wieder,
Er nimmt den Kopf in beide Hände
Und seufzet zum dritten und seufzt ohne Ende:
Rubrikaht! Rubrikaht!! bos eß dänn nu das?
Dos eß mer doch währlich en schlemmer Spaß!
Ich honn doch milattich — doa un dort
Scho viel geläsa, so' eu schrobes Wort
Eß mer wörklich noch net passiert,
Un ich honn doch au zwai Schuel schtudiert!
Bas soll ich mach'? — Ich genn zom Härrn Kaplo
Un breng bei däm mi Härzeleid o;
Ar ghört doch au zu de gschtudierte Lüt, —
Där waiß, bas das Schwerenangstwort bedüt."

Seine Hochwürden war ein jovialer Mann,
Er hört das Lamento des Schulzen an
Und sprach dann gemessen: „Mein lieber Freund!
Mit dem Rubrikat seid Ihr selbsten gemeint;
Denn wißt: Ist ein Aemtchen so ohne Mittel,
So ersinnt man einen schönklingenden Titel,
Das gibt ein fürtreffliches Pflästerlein
Für des Amtes Beschwer, Mühsal und Pein;
Drum thut nur, was man verordnet hat,
Macht Eure Sache recht gut, Herr Rubrikat!“

Das Bäuerlein — stolz von dannen geht
Und erzählt der Frau Schulzin, der Annakäth,
Welch große Ehr ihm zu Teil geworden,
Und diese — erzählt es im Dorf allerorten,
So daß die Gemeinde höchlich erbaut
Und stolzer als je auf den Schulzen schaut.
Und als der bezeichnete Tag gekommen,
Hat den Weg er unter die Füße genommen. —
Bei Gericht war man höflich über die Maßen,
Schnell ward er bedient und huldvollst entlassen, —
Doch hat er zu Hause sich höchlich beklagt,
Daß vom neuen Titel man gar nichts gesagt.
Voll Freude und Eifer er weiter amtieret,
Unterschreibet und siegelt und expedieret, —
Die lateinischen Brocken fürcht' er nicht mehr,
Seitdem sie ihm brachten so große Ehr.

Eines Tags ward wieder ein Schreiben gebracht,
Und als er es ehrfurchtsvoll aufgemacht,
Und als er die Brille gesetzt auf die Nas,
Er langsam — bedächtig folgendes las:
„Rubrikat hat sich sofort zur Vernehmung zu stellen,
Dieweil in rubriziertem Betreffe Urteil zu fällen!“

„Rubrikaht — zur Vernähmung ställen! —
Dieweil rubriziertes Urteil zu fällen!
Dah stäht aim der Verschtahnd bal' stell,
Was ner der Lankrichter scho' wie'r well!
Un honn grad so noethwennig bei der Saat, —
As eß doch a schlemm Deng mit däm Rubrikaht!“
Was wellste mach'? No bist's emahl,
Läßt der die Ehr, läßt der die Plag au gfall!“
So sagt die Frau, reicht ihm den Sonntagsstaat,
Denn „nobel mueß mer sei — als Rubrikaht“.
Zur bestimmten Stunde steht er vor Gericht:
„Ich senn vürgelade, no senn ich dah“ — er herzhaft spricht.
Der Landrichter mit seinem grimmigsten Gesicht
Herrscht ihm entgegen: „Bei mir aber nicht“.

Drauf hat sich der Schulze schleunigst gedrückt,
Ist dem ersten Assessor auf's Zimmer gerückt.
„Ich senn vürgelade, Herr Assässer!“ „Weiß nichts davon“,
Spricht dieser und weist ihm die Thüre schon.
Nun wirft der Schulze sich stolz in die Brust,
Seines Rechtes und hohen Amtes bewußt;
Erhobenen Hauptes, mit festem Schritt
In das Zimmer des zweiten Assessors er tritt
Und reicht ihm sofort das Schreiben hin:
„Nu möcht ich weff', wu dro ich bin;
Dah senn ich vürgelade, — dah! schwarz auf weiß!
Un die zwai Härrn honn mich schier nuis woll' schmeiß.
Wie eß', Herr Assässer?“ — „Ja, lieber Mann,
Die Vorladung geht Euch wirklich nicht an.“
„Wos?“ spricht er entrüstet, „das geng' mich nischt o?
Senn ich der Rubrikaht, äwer eß noch Ainer do?
Hüt där, mor'n jener! schöni Ordning das!“
„So schaut doch,“ spricht Jener, hälts ihm vor die Nas,
„Hier steht es — links oben im Betreff —
In Sachen des Taglöhners Bübel Joseph —
Holzdiebstahl — und Wildfrevel ist das Reat;
Seht, Herr Schultes, das ist der Rubrikat.“

„Noch schönner! 'N Kuiz, schlächt und veracht,
Där — wird mei nu gleich geacht!
Jömmerei! ouf däre Wält wirds ömmer schlemmer.“
„So seid doch gescheidt! Er ists ja nicht immer,
Blos so lang er mit uns hier zu thun hat,
So lang ist und bleibt er — Rubrikat.“
„Mog sei bie's well! Ich dank für die Ehr,
Aimohl Rubrikaht gewäst, un kainer mehr!
Un das bitt ich mer bei'm Härrn Lankrichter uis,
Schickt er mer wie'r so 'n Schriibes nuis, —
Daß er mich net meh' als Rubrikaht titeliert,
Sust wird vo där Stonn o' nüscht meh' amtiert
Und's Scholteseamt lenn ich ubedingt nieder;
Adjes! Ech kohm so ball' net wie'er.“

Er sprachs und eilte grollend von dannen,
Nichts konnte den Aerger und Kummer ihm bannen;
Zu Hause nimmt er die Schreiben geschwinde,
Zerreißt sie in Stücke und streut's in die Winde.
Und als ihn die Schulzin da fragend anschaut,
Hat er im geheim ihr die Sache vertraut, —
Und als man's im Dorf auch erfahren hat,
Da hieß er und heißt's heut noch — der Rubrikat.






Pamphlet
Binder
Gaylord Bros., Inc.
Stockton, Calif.
T. M. Reg. U. S. Pat. Off.
YB 258

